Band 893 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

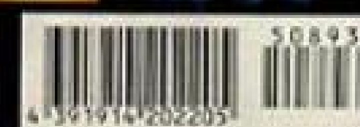
Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Rachegeist

Band 893 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18

Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Der Rachegeist

John Sinclair Nr. 893

Teil 3/3

von Jason Dark

erschienen am 15.08.1995

Titelbild von Jim Warren

Sinclair Crew

Der Rachegeist

Der Tod lauerte auf Suko und mich, und wir waren ahnungslos!

Den Keller des Schreckens hatten wir hinter uns gelassen, somit auch den schlimmen Leichengestank und Dorian Durand, der mehr als zweihundert Jahre existiert hatte, aber kein Mensch mehr im eigentlichen Sinne gewesen war. Nur mehr eine sich bewegende Hülle, zwar mit der Motorik eines Menschen versehen, aber nicht mit den Empfindungen, die einen Menschen ausmachen.

Die eigentlichen Probleme aber waren geblieben, und über sie hatten wir gesprochen, als wir die Treppe hochgingen, wobei Suko noch vorschlug, im Studio nachzuschauen, um dort nach irgendwelchen Hinweisen oder Spuren zu suchen.

Ich war einverstanden.

Der kahle Flur lag vor uns. Wir mußten ihn erst durchqueren, um den Privatbereich des inzwischen toten Besitzers des Fitneßcenters zu verlassen.

Ich zog die Tür auf. Für einen Moment blieb ich stehen und blinzelte, weil mir das Licht so hell vorkam. Ich spürte Suko dicht hinter mir, er drückte noch die Hand in meinen Rücken, ich ging vor, und da geschah es!

Beide hörten wir den schrillen Frauenschrei. Gleichzeitig bewegte sich etwas an der rechten Seite.

Ein Schatten, eine Gestalt, irgend etwas. Es ging alles zu schnell, und ebenso schnell wuchtete ich mich nach vorn, hatte mich dabei geduckt, prallte auf den Boden, hörte einen dumpfen Laut, rollte mich herum und wollte nicht glauben, was ich mit den eigenen Augen sah.

Die Putzfrau hatte mich oder uns töten wollen!

***

Das Kopftuch war verrutscht, und sie hielt etwas in den Händen, das ich im ersten Augenblick nicht erkennen konnte. Auf den zweiten Blick stellte ich fest, daß sie mit zwei schweren Hanteln zugeschlagen, aber nicht getroffen hatte. Sie sah schlimm aus. Das strähnige, graue Haar fiel tief in ihr Gesicht. Der Mund stand offen, über die Lippen drang ein Knurren, das auch zu einem Raubtier gepaßt hätte.

Sie war böse, sie war haßerfüllt, sie steckte voller Mordlust, aber sie war nicht sie selbst, das wußte ich. Jemand hatte von ihr Besitz ergriffen, und ich wußte auch, wer es war.

Vorsichtig richtete ich mich auf. Suko stand noch in der offenen Tür, er hatte sich nicht gerührt.

Beide Hanteln hatten mich verfehlt und auf dem Boden Kratzer hinterlassen, als sie aufgeschlagen waren. Bei einem Treffer hätten sie mir die Knochen und auch den Schädel zertrümmern können.

Aber die Frau gab nicht auf. Es war schon ungewöhnlich, mit welch einer Leichtigkeit sie die Hanteln anhob, aber sie wollte nicht mehr auf uns zustürmen, sondern die Dinger werfen.

Zugleich schleuderte sie die Gegenstände in verschiedene Richtungen. Einmal auf Suko gezielt, zum anderen auf mich. Mein Freund verschwand blitzschnell im Gang, ich rettete mich mit einem Sprung zur Seite, und die Hantel schlug dort auf, wo ich noch vor wenigen Augenblicken gelegen hatte.

Die andere hämmerte gegen die Ecke der Türeinfassung, prallte dort ab und fiel zu Boden.

Jetzt war die Frau waffenlos.

Für einen Moment stand sie fassungslos auf der Stelle. Sie schaute den Hanteln nach, auf die sie so große Hoffnungen gesetzt hatte, sie war enttäuscht.

Was sollte sie tun?

Wir taten etwas. Suko kam von der Tür her, ich hatte mich wieder aufgerafft, und wir gingen von zwei Seiten auf sie zu.

Die Frau atmete heftig und verdrehte die Augen. Die Hände schlossen sich zu Fäusten, öffneten sich wieder und wurden abermals zu Fäusten.

»Okay«, sagte ich und hoffte, daß sie sich noch an mich erinnerte. In ihrem Zustand war das fraglich. »Sie haben es nicht geschafft, Madam. Für Sie ist es vorbei. Lassen Sie es gut sein. Denken Sie wieder an sich. Es ist besser.«

Sie gab mir keine Antwort. Nur ihr Atem ging heftig. Die Brust bewegte sich. Sie war das Tier, das in der Falle steckte und nun nach einem Ausweg suchte.

»Es ist vorbei!« versuchte ich es noch einmal.

Sie stierte mich an. Augen, die mir Furcht einjagten. Das war nicht mehr der Blick eines normalen Menschen.

Ich wußte in diesem Augenblick, daß meine Worte nicht auf fruchtbaren Boden gefallen waren. Sie würde uns nicht gehorchen, da steckte etwas in ihr, das sie gnadenlos beherrschte.

Und plötzlich rannte sie weg!

Nicht auf die offene Tür zu, wie es eigentlich normal gewesen wäre, nein, sie hatte sich auf der Stelle gedreht und rannte mit langen Sätzen in die Tiefe des Studios hinein, wo die zahlreichen Geräte standen, an denen man seine Muskeln trainieren konnte. Sie hatte mit dieser Aktion auch uns überrascht. Wir hörten ihre Schritte und auch das wütend klingende Schreien.

Der Raum war ziemlich groß. Wäre er leer gewesen, hätten wir sie schnell gefunden. So aber mußten wir an den zahlreichen Geräten vorbeischauen und Lücken suchen, um uns hindurchzwängen zu können.

»Du rechts, ich links«, sagte Suko.

Damit war ich einverstanden. Ich zwängte mich an Trimmgeräten vorbei, die ein Boot simulierten.

Das Boot stand schräg, es war an ein Meßgerät angeschlossen, wie auch das auf dem Podest stehende Rad daneben. Nicht weit entfernt hingen schlichte Ringe von der Decke, so daß dieses kleine Areal einen turnhallenähnlichen Charakter bekommen hatte.

Von der Frau sah ich nichts. Vielleicht hatte Suko mehr Glück, aber zunächst hörten wir den schrillen Schrei.

Er war mörderisch, er war schlimm, wir hörten auch einen dumpfen Laut, und dann war es still.

Ich hatte mit meiner Suche aufgehört und war stehengeblieben. Für eine Weile herrschte eine nahezu schreckliche Stille. Nicht der leiseste Atemzug oder ein Stöhnen durchbrach sie, und mir kam diese Stille so

endgültig vor.

Dann hörte ich Schritte. Dem Klang nach zu urteilen war es Suko, der in eine bestimmte Richtung ging. Die Geräusche verstummten. Für einen Moment war es wieder so schrecklich still. Dann hörte ich Sukos Stimme. Sie klang wenig normal, aber gepreßt.

»John, komm her!«

Ich hatte ihn schnell gefunden, konnte aber noch nichts erkennen, weil mir die Rückseite seines Körpers die Sicht nahm. Er stand gebeugt da und schaute auf etwas, das ich erst sah, als ich mich neben ihm aufhielt.

Es war eines dieser Trimmgeräte, die man im Liegen bedienen mußte. Man legte sich dabei auf eine Unterlage, streckte die Arme in die Höhe und umklammerte mit den Händen eine Stahlstange, die an den Seiten mit starken Gewichten beschwert war.

Die Sicherheitsbolzen waren gelöst worden, und so hatte die schwere Stange mit den Gewichten nach unten fallen können. Jetzt lag sie auf dem Körper der Frau.

Suko schüttelte den Kopf. »Sie lebt nicht mehr, John, sie hat sich selbst umgebracht.«

»Selbst?«

Er hob die Schultern. Sicherlich beschäftigte er sich mit denselben Gedanken wie ich.

Der Anblick war schlimm, denn auch der Kopf der Frau war nicht verschont geblieben. Ich drehte mich um, stemmte die Hände in die Hüften und schaute zur Decke, während ich Luft holte. Ich wollte dieses verdammte Bild nicht mehr sehen, ich wollte es vergessen, obwohl ich wußte, daß es erst der Beginn einer schrecklichen und dämonischen Rachetour sein würde.

Ich dachte an den Rest im Keller und daran, daß wir den Körper zwar vernichtet hatten, das Bewußtsein aber freigekommen war. Es hatte sich bereits gemeldet und die unschuldige Putzfrau erwischt.

Langsam drehte ich mich wieder um. Sukos Gesicht erschien vor meinen Augen. Auch mein Freund machte einen sehr nachdenklichen Eindruck. »Warum nur?« flüsterte er, »ist alles so kompliziert geworden? Warum nur?«

»Wie meinst du das?«

»Ganz einfach. Wir haben den Körper vernichtet, damit hätte alles vorbei sein können. Aber es ist nicht der Fall gewesen. Wir fangen wieder von vorn an, verflucht!«

»Stimmt.«

»Und wir müssen etwas stoppen, das sich Bewußtsein nennt, das wir aber weder sehen noch greifen können.« Er schüttelte den Kopf. »Es will mir nicht in den Sinn, und es will mir auch nicht in den Sinn, daß dieser verdammte Dorian Durand mit seiner Theorie recht hat, wo sie

so unmenschlich ist. Ich will es nicht kapieren.«

Eine Antwort konnte ich ihm auch nicht geben. Wir wußten, daß wir ein Bewußtsein jagen sollten, vielleicht auch eine Seele, wenn man den Ausdruck gebrauchen durfte, und es stand für uns beide fest, daß es sehr schwer werden würde.

Ein Telefon gab es hier auch. Ich ging hin und rief die Kollegen an. Alles weitere würde sich ergeben.

***

ES war unterwegs! ES hatte es geschafft! ES war froh, daß letztendlich alles so gekommen war, denn ES existierte noch.

ES war unsichtbar, aber vorhanden. ES kannte keine Gefühle, aber Probleme und Pläne. ES dachte nach. ES waren Gedanken, oder ES war das Bewußtsein. Getrennt von seinem ehemaligen Körper, hatte ES sich selbständig gemacht, um Pläne in die Tat umzusetzen. Es waren Gegner erschienen.

ES wußte es genau. Sie hatten das Bewußtsein dazu gezwungen, den Körper zu verlassen, einen Körper, der schon halb verwest und in der Auflösung begriffen war, der nur existierte, aber nicht lebte. Er war nicht einmal groß und mächtig gewesen, dieser Dorian Durand, nun gab es ihn nicht mehr, ausgenommen eine stinkende Lache oder Brühe, die sich auf dem Boden des Kellers ausgebreitet hatte.

Aber das Bewußtsein war vorhanden, und das würde sich rächen. ES hatte einen ersten Versuch unternommen und war in den Geist einer harmlosen Frau hineingekrochen. Sie war übernommen worden, sie hatte auch töten wollen, aber sie hatte es nicht geschafft. Aus diesem Grunde hatte sie auch qualvoll sterben müssen, durch die eigene Hand, wie es aussah, aber ES wußte es besser. Und ES wußte auch, daß es keine Schwachpunkte geben durfte, wenn er siegen wollte.

ES hatte auch Freunde. Es gab sie noch, die Mitglieder des Höllenclubs. Aber ES wußte nicht, ob sie bereit waren, das Bewußtsein zu akzeptieren. Das würde dauern, sie mußte zunächst vorbereitet werden. Es würde bei ihnen zu einer Panik kommen, wenn sie vom Tod des großen Dorian Durand hörten. Er war nicht als einziger gestorben, auch Don Farell hatte es erwischt, und er war gewissermaßen der Vertreter des großen Dorian Durand gewesen.

Der Höllenclub hatte seine Führungspersönlichkeiten verloren. Er mußte sich erst neu formieren und sammeln, was Zeit kosten würde. Es war dann besser, wenn ES den Weg schon vorbereitet hatte und sich um seine ersten Feinde kümmerte.

Zwei Männer.

Zwei Namen.

Menschen, völlig normale Menschen, die sicherlich auch normal lebten, die Freunde hatten und…

Das Bewußtsein dachte nach. Längst war es aus dem Haus verschwunden und hielt sich im Freien auf! Materie und Geist. Der Geist war immer stärker, er würde Sieger bleiben.

ES wußte dies. ES würde beobachten und seine Feinde kontrollieren. Aber ES wußte auch, daß eine zu große Nähe schlecht war. Diesen Männern war durchaus zuzutrauen, daß sie gewisse Dinge bemerkten, und da mußte ES sehr vorsichtig sein.

Verloren hatte ES nicht.

Nur neue Erfahrungen gesammelt.

Und davon konnte ES nicht genug bekommen…

***

Wir hatten mit den Kollegen von der Mordkommission gesprochen und waren anschließend wieder zurück in unser Büro gefahren und nicht eben in euphorischer Stimmung, was Glenda auch bemerkte, denn auf ihren Lippen erlosch das Lächeln, und in ihren Augen lasen wir zahlreiche Fragen.

»Es war schlimm«, sagte ich nur.

»Und es ist noch nicht beendet - oder?«

»Richtig.«

»Und jetzt? Was wollt ihr tun?«

»Reden, Glenda. Zunächst einmal über gewisse Dinge sprechen, wobei ich möchte, daß du zugegen bist.«

Sie war erstaunt. »Ich?« wiederholte sie. »Warum soll ich denn dabeisein? Ich habe doch damit nichts zu tun.«

»Nein, das hast du nicht. Bis jetzt nicht. Ich hoffe auch, daß es so bleibt.«

»Gut.« Sie nickte uns zu, bevor sie fragte: »Braucht ihr noch etwas?«

Ich hatte Hunger. Suko nicht. Da Glenda auch etwas essen wollte, bat ich sie, mir ein Sandwich aus der Kantine mitzubringen.

»Ist okay.« Sie ging und erklärte noch, daß Sir James nicht greifbar war.

»Du kannst ihm ja von unserem Gespräch eine Kurzfassung hinterlassen. Er sollte schon wissen, um was es geht.«

»Wird erledigt.«

Zum erstenmal im neuen Jahr nahm ich wieder hinter meinem Schreibtisch Platz. Es war noch das gleiche Gefühl wie im Jahr zuvor, und doch hätte ich nicht damit gerechnet, daß das neue Jahr mit einem derartigen Hammer beginnen würde. Ich hätte mir viel lieber einen gemütlichen Beginn gewünscht, doch auf der Rückfahrt von meinen Eltern, wo ich den Jahreswechsel verbracht hatte, war ich dann in diese Fallen hineingerutscht und mit den teuflischen Mächten konfrontiert worden.

Ich hielt mir unbewußt die Ohren zu und machte den Eindruck eines

Menschen, der von all den Dingen nichts mehr hören wollte.
»He, schläfst du?«
»Nein, Suko, aber ich würde gern schlafen.«
»Aber du packst es nicht.«
»Richtig.«
Zwischen uns entstand eine Schweigepause. Die Tür zum Vorzimmer war offen. Wir hörten die schmatzenden und gluckernden Geräusche der Kaffeemaschine, ansonsten war es still, so daß ich das Gefühl hatte, inmitten einer Oase zu sitzen.
Suko wirkte nicht entspannt, sondern konzentriert, was mir nach einer gewissen Zeit auffiel, und ich wunderte mich auch darüber, daß er sich auf seinem Stuhl sitzend etwas ungewöhnlich bewegte. Er drehte sich mal nach rechts, dann wieder nach links, wobei eigentlich kein Grund vorhanden war, wie ich persönlich meinte. Ich wartete noch einige Sekunden ab, bis ich meinen Freund ansprach.
»Was ist los mit dir?«
Suko sah mich über den Schreibtisch hinweg an. Er kam mir vor wie ein Fremder. Sein Gesichtsausdruck schien mir abweisend zu sein, aber skeptisch und nachdenklich.
»He, kannst du nicht reden?«
»Doch - schon...«
»Aber...?«
Er fuhr mit der Hand über sein Gesicht, als wollte er dort etwas wegwischen. »Ich kann es dir nicht sagen, John, aber etwas ist anders geworden.«
»Was denn?«
»Das ist mein Problem. Ich kriege es nicht in den Griff.«
»Auch nicht, wenn wir darüber reden?«
»Im Augenblick noch nicht. Vielleicht sollte ich ein wenig darüber nachdenken.« Suko tat etwas, das mich erstaunte. Er erhob sich von seinem Stuhl und begann damit, das Büro zu durchwandern.
Aber nicht wie jemand, der nur auf- und abgeht, er glich einem Menschen, der etwas kontrollieren wollte, der nur ging, um herauszufinden, ob sich etwas in seiner Nähe befand.
Ich verfolgte ihn mit den Blicken. Dabei blieb es nicht, denn ich mußte mich selbst auf meinem Stuhl drehen, um ihn sehen zu können, weil er auch hinter meinem Rücken herging. Das Verhalten war alles andere als normal, aber ich hielt mich zurück, obwohl die Fragen auf meinen Lippen brannten.
Schließlich blieb Suko hinter seinem Stuhl stehen und legte die Hände auf die Lehne.
Unsere Blicke trafen sich, und ich fragte: »Weißt du jetzt mehr?«
Er nickte und schüttelte zugleich den Kopf. Mit dieser schwammigen Antwort konnte ich nichts anfangen und wartete auf seine Erklärung.

»Es ist so, John, und es ist auch schwer zu erklären, wobei du es kaum verstehen wirst, aber ich habe den Eindruck, als hätte sich hier etwas verkrochen. Ja, hier in diesem Büro. Als wären wir nicht mehr allein. Kannst du das begreifen?«

»Nein.«

»Kannst du es fühlen?«

»Im Augenblick noch nicht.«

»Aber ich.«

»Wieso?«

Er hob die Schultern. »Das ist eine gute Frage, auf die ich nur keine Antwort weiß. Hier ist etwas, hier irrt etwas herum, das sich im Unsichtbaren verborgen hält.« Er verdrehte die Augen wie jemand, der überall hinschauen wollte. »Etwas Fremdes, nicht Faß- und Greifbares, aber etwas, das sehr gefährlich ist.«

»Ich sehe nichts.«

Suko lächelte über meine Antwort, und ich ärgerte mich ebenfalls darüber. »Klar, da gibt es nichts zu sehen.« Suko ließ die Lehne los. Er bewegte seine Finger wie jemand, der Geld zählte. »Zu sehen nicht, aber zu fühlen.«

Ich hütete mich, darüber zu lachen. Statt dessen wollte ich wissen, was er fühlte.

»Etwas Fremdes. Mehr kann ich dir nicht sagen. Etwas, das nicht hierher gehört. Du müßtest jetzt eigentlich wissen, was ich meine, wenn du an das denkst, was man mir im Keller erklärt hat.«

Ich gab die Antwort mit leiser Stimme. »Du sprichst von dem Bewußtsein, denke ich.«

»In der Tat, John, davon rede ich. Der Körper ist tot, aber das Bewußtsein lebt weiter. So hat man es mir gesagt, so und nicht anders. Die Essenz lebt weiter. Die Essenz ist stark, sie kann Materie übernehmen, sie kann diese manipulieren, sie kann überall sein, doch wir sehen sie nicht. Das Bewußtsein ist unsichtbar.«

»Du hast es nur gespürt.«

»Ja.«

»Wie denn?«

Er holte schnaufend Luft. »Das ist die Frage aller Fragen, John. Ich habe es gespürt, ich habe genau hingelauscht, obwohl ich nichts hörte. Es ist an mich herangekommen, es hat mich gestreift, wenn du das meinst.«

»Und jetzt?«

»Ist es weg!«

Ich runzelte die Stirn. »Was sollten wir daraus schließen? Daß es sich zurückgezogen hat und abwartet?«

»Zum Beispiel.«

Ich war einverstanden mit dieser Antwort, hatte aber zugleich eine

Frage: »Warum hast *du* es gespürt, aber ich nicht?«
Er setzte sich wieder hin und lächelte kantig. »Darüber habe ich mir ebenfalls Gedanken gemacht.«
»Wie hast du es denn gespürt?«
»Alles der Reihe nach, John. Es war ein Gefühl in mir. Eine Unruhe, die es nicht zuließ, daß ich auf meinem Platz sitzenblieb. Wie schon erwähnt, ich fühlte mich kontrolliert, beobachtet, umkreist von dem Unbekannten. Das ist nicht zum Lachen, auch wenn es sich verrückt anhört, aber ich kann dir nichts anderes sagen. Es hat mich schlicht gesagt umlauert.«
»Und weiter?«
»Mehr kann ich dir nicht sagen.«
»Seltsam, Suko. Ich habe nichts gespürt. Ich will um Himmels willen deine Worte nicht anzweifeln, aber ich frage mich, warum ich nichts bemerkt habe.«
»Du und ich, wir sind nicht gleich.«
»Das weiß ich. Wie meinst du das genau?«
»Ist schwer zu sagen. Ich gehe mal davon aus, daß sich Dorian Durands Bewußtsein vor dir in acht nimmt.«
»Warum?«
»Du besitzt etwas, mit dem es erstens nichts anfangen kann, und was es zweitens als feindlich einstuft.«
»Du meinst das Kreuz.«
»Was sonst?«
Da konnte er recht haben. Was wir da im Keller des Fitneßcenters erlebt hatten, war archaisch und böse gewesen. Völlig gesetzlos, programmiert auf die dunkle Seite der Existenz aller Lebewesen, die Folge einer Übersättigung der Menschen, die schließlich nach neuen und verkehrten Wegen gesucht haben und deshalb den Club der Mystiker oder der Höllensöhne gründeten. Es stand im krassen Gegensatz zu den Kräften meines Kreuzes. Sie waren so verschieden wie Feuer und Wasser.
Die andere Seite wollte natürlich nicht aufgeben. Sie hatte uns ihre Philosophie nähergebracht und uns die Trennung von Bewußtsein und Körper erklärt.
Es war für uns theoretisch gewesen, durch Sukos Verhalten allerdings ging auch ich davon aus, daß aus dieser Theorie allmählich eine Praxis wurde.
»Und jetzt verspürst du nichts mehr?« erkundigte ich mich.
»Nein…«
»Soll ich sagen, daß es verschwunden ist?«
»Man kann nur hoffen, aber es kann auch jeden Augenblick zurückkehren. Ich denke mir, daß der erste Versuch nicht mehr als ein Test gewesen ist, wir müssen abwarten.«

»Ja, das müssen wir«, sagte ich, seufzte, wobei Suko sich darüber wunderte, daß ich einen roten Kopf bekommen hatte.

»He, was hast du?«

Meine Antwort klang schwer. »Ich versuche gerade, einen Schritt weiter zu denken.«

»Hast du Erfolg gehabt?«

»Ich hoffe, nur in der Theorie, denn was da durch meinen Kopf gegangen ist, das ist wenig spaßig. Da können dir und mir schon die Haare zu Berge stehen.«

»Ich ahne, worauf du hinauswillst. Bisher hast nur du das Fremde gespürt. Du erinnerst dich besser als ich an Dorian Durands Worte, der dir erklärte, daß dieses Bewußtsein, wenn es dann von seinem Körper getrennt ist, in jede Materie eindringen kann. Nicht nur in den Menschen, es ist in der Lage, auch andere Dinge zu übernehmen, was wir aber bisher noch nicht erlebt haben. Das heißt jedoch nicht, daß es so bleiben muß.«

»Stimmt.«

»Es wird sich rächen wollen, es wird uns treffen wollen. Es kann uns auch indirekt treffen.« Ich spürte, wie mir der Schweiß ausbrach. »Wir sind ja nicht allein. Es gibt Menschen um uns herum, die uns etwas bedeuten, denen wir in Freundschaft oder Liebe verbunden sind. Kannst du dir vorstellen, daß auch diese Menschen in einer wahnsinnigen Gefahr schweben, Suko? Sie wissen von nichts, sie ahnen nichts, aber urplötzlich ist das Bewußtsein da und nistet sich bei ihnen als unsichtbarer und unwillkommener Gast ein.«

Suko wartete mit seiner Antwort. Dann sagte er leise: »Du hast den Schrecken gut umschrieben, John.«

»Das denke ich auch. Glenda und Sir James sind in unserer Nähe. Shao in deiner. Wenn unsere Überlegungen stimmen, dann schweben auch sie in Gefahr, und ich glaube nicht, daß ich dabei den Teufel an die Wand male. Oder wie siehst du es?«

»Bestimmt nicht.«

»Darauf sollten wir uns einstellen. Du hast die andere Kraft gespürt. Ich denke daran, daß sie dabei war, erst einmal das Terrain zu sondieren. Der erste Angriff ist fehlgeschlagen. Er war einfach zu spontan erfolgt. Diese Zugehfrau hat zwar im Sinne des Bewußtseins reagiert, aber sie war letztendlich nicht raffiniert genug, um uns zu töten. Dafür hat sie anschließend gehorcht und sich selbst umgebracht, indem sie diese Sperre löste.«

»Stimmt.«

»Der zweite Versuch wird anders und geschickter werden, denke ich mal. Deshalb sollten wir uns auf einiges gefaßt machen, auch auf einen Angriff gegen den Kopf und damit gegen den Geist des Menschen. Ich deutete auf meine Stirn.«

»Und was ist mit den anderen Dingen, die uns umgeben? Auch die Materie ist vor ihm nicht sicher.«

»Dagegen können wir nichts tun, Suko.«

Er nickte. »Also abwarten und auf der Hut sein.«

»Und wie.«

»Gut, aber wir können uns nicht verkriechen. Wir müssen irgendwo anfangen. Zudem haben wir vom Club der Höllensöhne nur gehört, wissen aber nicht, wie viele Mitglieder er besitzt und wer die Menschen sind, die ihm angehören.«

»Zunächst nur Männer.«

»Das stimmt.«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht hätten wir nicht herkommen und uns in Farells Privaträumen umschauen sollen.«

Suko schaute auf seine Uhr, dann blickte er mich an. »Verdammt noch mal, wo bleibt sie denn eigentlich?«

Nach dieser Frage wurde ich blaß.

***

Glenda Perkins wußte genau, daß es große Probleme gab. Dafür kannte sie ihre beiden Männer zu gut, aber ihr war nicht bekannt, um was es sich drehte. John und Suko hatten sie zwar einweihen wollen, was ihr auch sehr recht war, und deshalb wollte sie so schnell wie möglich wieder zurück sein.

In der Yard-Kantine war es um diese Zeit ziemlich leer. Es saßen dort nur wenige Kollegen, und eine Ecke war von einer Gruppe fremder Besucher in Beschlag genommen worden. Sie trat an die Verkaufstheke heran, wo unter einer großen Glashaube noch die Kleinigkeiten ausgestellt waren, die es zu kaufen gab. Unter anderem auch Sandwichs. Sie wurden frisch zubereitet, das wußte Glenda, und sie entschied sich für zwei Käsesandwichs. Mit einer Gabel nahm die Bedienung die beiden hohen Dreiecke und stellte sie auf ein Tablett.

»Möchten Sie auch eine Tüte?«

»Das wäre nett.«

»Gut.« Die ältere Frau wickelte beide Dreiecke in Papier ein und reichte sie Glenda in einer Papiertüte über die Theke hinweg. Dann kassierte sie, und Glenda bekam noch den Kassenbon.

Mit der Tüte in der rechten Hand verließ sie die Kantine und ging auf den Fahrstuhl zu.

Sie war allein, der Lift stand unten, sie drückte den Knopf und stieg ein. Dabei schaute sie zu, wie sich die Türen schlossen und sie spürte ein leichtes Kribbeln auf dem Rücken, kaum daß sich die beiden Türhälften geschlossen hatten.

Sie runzelte die Stirn. Warum war sie plötzlich so nervös? Hing es mit John und Suko zusammen, die sich so ungewöhnlich verhalten

hatten? Das wollte sie kaum glauben, sie sah im Prinzip auch keinen Grund, aber das Kribbeln ließ sich nicht wegdiskutieren. Es war vorhanden, es blieb und verstärkte sich sogar.

Glenda fing an zu schwitzen. In der Kabine wurde ihr heiß. Sie kam ihr plötzlich vor wie ein Gefängnis, und sie hätte sich gewünscht, daß unterwegs jemand die Kabine anhielt, um einzusteigen.

Der Gefallen wurde ihr nicht getan.

Ein Geräusch! Sie hatte ein Knistern gehört. Glenda hielt die Tüte von sich, mit beiden Hände umschloß sie die verstärkten Griffe und blickte jetzt an sich vorbei in die Tiefe.

Sie selbst wußte, daß sie die Tüte nicht berührt hatte, sie war demnach für das Geräusch nicht verantwortlich.

Wer dann? Oder hatte sie sich getäuscht?

Nein, das nicht, denn plötzlich knisterte es wieder, und die Tüte bewegte sich auch.

An Vorder- und Rückseite beulte sie sich, wobei sich wenig später die Beulen wieder glätteten, um anschließend erneut zu entstehen. Ihr Hals trocknete aus. Sie dachte daran, daß sich in der Tüte nur zwei Sandwichs befanden, aber jetzt sah es so aus, als wäre sie dabei, ein Lebewesen zu transportieren.

Mein Gott, das war unmöglich, das war…

Sie saugte den Atem ein und merkte nicht, daß ihr die Griffe aus den schweißfeuchten Händen rutschten. Die Tüte fiel vor ihren Füßen zu Boden. Sie blieb dort stehen, hätte ruhig sein müssen, aber sie knisterte und bewegte sich weiter, denn innen hörte die Unruhe nicht auf. Da nichts in die Tüte hineingekrochen war, denn das hätte sie gesehen, gab es nur die Möglichkeit, daß sich beide Sandwichs von allein bewegten, als würden diese mit Käse belegten Dreiecke ein Eigenleben führen.

Glenda blieb nicht mehr an derselben Stelle stehen. Sie ging ein paar Schritte zur Seite, bis sie die Querwand erreicht hatte. Sie beobachtete die Tür aus dieser für sie relativ sicheren Entfernung.

Ich habe mich getäuscht, ich habe mich geirrt! Man hat mir einen Streich gespielt! So und ähnlich hämmerte es durch ihren Kopf, aber sie hatte sich nicht getäuscht.

Der Inhalt der Tüte lebte!

Sie holte tief Luft. Schwindel erfaßte sie, und sie war froh, die Wand im Rücken zu haben. Ihre Knie waren weich geworden. Sie merkte nicht mal, daß der Lift stoppte. Erst als sich die Türen geöffnet hatten und sie einen Blick in den Gang warf, fiel ihr auf, daß sie das Ziel erreicht hatte, sie die Tüte an sich nehmen und den Lift damit verlassen mußte. Sie tat es nicht, sie starrte die Tüte an und erschrak, als sie plötzlich eine Männerstimme hörte.

»He, was ist mit Ihnen?«

Aus der gebückten Haltung hob Glenda den Kopf. Sie sah einen jungen Kollegen, der sich wunderte und dabei lächelte. »He, was ist denn mit Ihnen los, Miß Perkins?«

»Nichts«, flüsterte Glenda, »eigentlich nichts.« Sie richtete sich auf und schüttelte den Kopf.

»Wollen Sie denn hier aussteigen?«

»Ja.«

»Dann bitte.« Er trat einen Schritt zur Seite, um Glenda den nötigen Platz zu schaffen. Sie überlegte noch, ob sie die Tüte mitnehmen sollte, dann griff sie entschlossen zu, hob sie an und verließ die Kabine beinahe fluchtartig.

Der Kollege schaute ihr noch kopfschüttelnd nach, bevor er die Kabine betrat.

Glenda aber war stehengeblieben, atmete tief durch. Mit der Schulter lehnte sie sich an die Wand und hielt diesmal die Tüte fest in ihren zitternden Händen.

Mein Gott, dachte sie, ich bin doch nicht verrückt. Ich bilde mir die Dinge nicht ein, ich…

Das Knistern!

Da war es wieder, und es riß sie aus ihrem Gedankenstrom. Augenblicklich rutschte ihr die Tüte wieder aus den Händen und blieb vor ihren Füßen stehen. Sie konnte von oben herab in sie hineinschauen und erkannte, daß sich darin tatsächlich etwas bewegte. Das dünne Einpackpapier war längst zerrissen worden, und an den Innenseiten kroch etwas in die Höhe.

Es sah dunkel aus, schmierig und auch widerlich. Glenda trat einen Schritt zurück. Ihr Mund öffnete sich. Sie war keine sehr ängstliche Person, aber was sie hier erlebte, das konnte sie einfach nicht fassen. Aus der Tüte kroch etwas dem oberen Rand entgegen, eine dunkle, zuckende Masse, die mit allem möglichen verglichen werden konnte, nur nicht mit einem Sandwich.

Das war furchtbar. Es dampfte sogar, und es stank erbärmlich. Sie hörte auch ein leises Zischen.

Glenda umrundete die Tüte. Sie spürte so etwas wie Panik in sich hochsteigen und hatte auch den Eindruck, daß etwas Fremdes von ihr Besitz ergreifen wollte.

Sie wollte weg.

Rückwärts ging sie, die Tüte dabei im Auge behaltend. Warum lachte jemand, wo doch keiner da war? Sie schaute sich um.

Ein leerer Flur lag vor ihr. Die Kollegen befanden sich in den Büros, und das Lachen war da. So verflucht nahe, als hielte sich direkt in ihrer Nähe jemand auf.

Ihr Atem pumpte aus dem Mund. Kälte und Hitze zugleich strömten durch ihren Körper. Zwischen sich und der Tüte hatte sie eine gewisse

Distanz gebracht, aber sie behielt sie noch im Blick. Es dampfte und kroch etwas aus der Öffnung. Schwarz, widerlich und schmierig.

Glenda ging noch weiter zurück - und schrie auf, als sie zwei Hände auf ihren Schultern spürte.

Sie drehte sich um.

Ein Mann schaute sie an.

John Sinclair!

Glenda kriegte weiche Knie und war froh, von den Händen festgehalten zu werden, sonst wäre sie zusammengebrochen…

***

Natürlich hatte ich einen Verdacht, den aber sprach ich nicht aus, sondern fragte: »Himmel, Glenda, was ist los?«

Sie schaffte zunächst eine Antwort, mußte dann aber ihren Atem unter Kontrolle bekommen. Suko war zur Seite getreten. Ich verfolgte, wie er neben einer auf dem Boden stehenden Tüte seine Schritte stoppte und sich dabei bückte.

»John, John - das war ja furchtbar. So etwas habe ich noch nicht erlebt. Ich kann es nicht erklären.«

»Was denn?«

Suko gab mir die Antwort. »Schau dir die Tüte an, John, aber nicht hier.« Er hob sie hoch. »Wir nehmen sie mit in unser Büro. Dort haben wir die nötige Ruhe.«

»Okay, geh schon vor.«

Ich kümmerte mich um Glenda, die fix und fertig war. Sie strich fahrig durch ihr Haar, ohne es wahrscheinlich zu bemerken. Sie schaute mal ins Leere und suchte dann Blickkontakt zu mir.

Allmählich beruhigte sie sich wieder. In ihre Augen kehrte der normale Glanz zurück, die Angst verschwand, und sie schüttelte sich wie ein Hund, der aus dem Wasser kam und sich Tropfen aus seinem Fell schüttelte.

Dann legte sie eine Hand aufs Herz und holte noch einmal tief Luft. »John, das glaubt mir keiner, wenn ich das erzähle.«

»Warte erst mal ab.«

»Es ist wirklich schlimm gewesen. Auch so furchtbar und unerklärlich. Ich komme damit nicht zurecht. Du weißt, daß ich nicht eben ängstlich bin und auch schon einiges hinter mir habe, aber das habe ich noch nicht erlebt, und ich spürte zugleich eine schreckliche Drohung. Mein Gott, damit komme ich einfach nicht zurecht.«

Sie hatte gesprochen und war von mir vorgeschoben worden. Suko erwartete uns im Vorzimmer.

Die Tüte mitsamt Inhalt hatte er auf Glendas Schreibtisch gestellt. Sein Gesicht war ernst, als er uns anschaute und dann auf die Tüte deutete. »Schau es dir an, John. Es sieht aus wie die Lache im Keller

unter dem Studio.«

Ich trat an den Schreibtisch heran. Mein Blick war schon etwas zögerlich, und ich war auch bereit, sofort zurückzuschnellen, aber ich blieb und mußte Suko recht geben.

Den Boden der Tüte bedeckte eine schwarze, schmierige Masse, deren Oberfläche ölig schimmerte, aber nicht dampfte. Daß diese Masse einmal aus zwei Sandwichs bestanden hatte, wollte mir nicht in den Sinn. Das war kaum zu glauben.

Ich drehte mich zu Glenda hin um. Sie hatte sich gesetzt und tupfte Schweiß von ihrer Stirn. »Bist du in der Lage, einige Fragen zu beantworten?«

Sie ließ das Taschentuch verschwinden. »Natürlich, John, es geht mir schon besser.«

»Möchtest du einen Whisky?«

»Nein, laß mal.«

Suko nahm die Tüte weg und stellte sie auf dem Boden ab. »Das Zeug muß man entsorgen«, sagte er. Dann hörte er zu, was Glenda uns zu sagen hatte.

Ihre Geschichte klang unwahrscheinlich, aber wir hatten keinen Grund, ihr nicht zu glauben. Der sterbende Dorian Durand hatte Suko schließlich erklärt, daß Bewußtsein und Körper bei ihm verschiedene Paar Schuhe waren. Das Bewußtsein hatte die Macht. Es konnte jeden Organismus übernehmen, und er hatte es uns drastisch bewiesen, denn von diesen beiden Sandwichs war nichts mehr übrig.

Als sie fertig war, atmete Glenda Perkins tief durch. »Nun, was sagt ihr dazu?«

»Wir geben dir recht«, erwiderte Suko.

»Ihr… ihr lacht mich nicht aus?«

»Nein, warum denn?«

»Dann bin ich froh.«

»Du hast dir ja nichts eingebildet. Die Beweise liegen in dieser Tüte, Glenda.«

Sie warf ihr einen scheuen Blick zu. »Aber wie, Suko? Wie konnte das passieren?« Sie dachte wieder logisch und stellte ihre nächste Frage. »Hängt es mir eurem Fall zusammen, über den wir drei reden wollten? Ist es das?«

Wir bestätigten es.

Glenda schlug die Hände für einen Moment vor ihrem Gesicht zusammen. »0 Gott«, flüsterte sie, »das ist ja schrecklich. Was kommt da auf uns zu?«

»Wir wissen es noch nicht genau«, gab ich zu. »Reden wir zunächst einmal von einem Bewußtsein.«

»Aha.«

»Es ist etwas, das wir nicht sehen und nicht fühlen. Es ist eben das

böse Bewußtsein, der schreckliche Geist, ein Manipulator, und es hängt ursächlich mit dem Club der Höllensöhne zusammen, aber auch mit Tod, Leben und einer gefährlichen Magie.«

Glenda nickte. »Das ist viel auf einmal.«

»Ich weiß.«

Sie schaute auf ihre Fingerspitzen. »Da ich ebenfalls davon betroffen bin, hätte ich wirklich gern Einzelheiten gewußt. Ich sehe kein Motiv, daß es gerade mich erwischt hat.«

»Du warst die zweite«, sagte Suko.

»Und die erste?«

»Ist leider tot.«

Suko hatte leise gesprochen. Trotzdem konnte Glenda das Erschrecken nicht verbergen. Deutlich zeichnete sich der Schauer auf ihrer Haut ab. Sie sah plötzlich aus wie ein kleines Mädchen, das Schutz suchte, und sie fragte: »Wo wollt ihr oder wo sollen wir denn jetzt anfangen? Habt ihr eine Idee?«

»Das ist schwer«, gab ich zu.

»Bei diesen Höllensöhnen?«

»Ja.«

»Ihr wolltet mich einweihen«, erinnerte sie uns.

Wir ließen keine Zeit mehr verstreichen und taten ihr den Gefallen. So erfuhr sie von Beginn an, was sich ereignet hatte, und sie saugte jedes Wort auf, wobei sie immer blasser wurde. Glenda war geschult genug, um zu wissen, was da auf uns und sie zukommen konnte. Denn das war ein Gegner, den wir nicht sahen, den es aber gab. Blitzschnell und hinterrücks konnte er zuschlagen.

Sie faßte es in einem Satz zusammen. »Ihr seid also gezwungen, einen Geist oder ein Bewußtsein zu jagen. Etwas, das sich von einem schrecklichen, halb vermoderten Körper gelöst hat, nun selbständig ist und sich rächen will.«

»Ja, das ist so.«

Ihre dunklen Augen wurden noch größer, als sie es ohnehin schon waren. »John, wo soll das nur hinführen?« flüsterte sie.

Ich hob die Schultern. »Ans Ziel, wollen wir hoffen, aber an ein Ziel, mit dem wir zufrieden sein können.«

»Dann mußt du einen Geist vernichten. Oder wir…?«

»Wahrscheinlich ich.«

»Warum?«

»Weil dieses Bewußtsein um mich herum einen Bogen schlägt, jedenfalls hoffe ich es. Es mag an meinem Kreuz liegen, dessen Ausstrahlung es überhaupt nicht verträgt.«

»Mehr weißt du nicht?«

Ich hob die Schultern.

»Das ist sehr wenig«, flüsterte sie. »Wie kannst du ihn denn packen?

Wie willst du das tun?«

»Im Prinzip überhaupt nicht. Wir können nicht hingehen und sagen ›Stell dich endlich!‹ Er ist derjenige, der uns kontrolliert, der jeden unserer Schritte nachvollzieht, der auf der Suche nach einer Schwäche ist, um dann zuzuschlagen.«

»Bei dir, bei Suko und auch bei mir, nicht wahr?«

»Das können wir nicht ausschließen.«

Glenda schloß für einige Sekunden die Augen, als wollte sie mit sich und ihren Gedanken allein sein. Dann flüsterte sie: »Man kann nicht immer auf der Hut sein. Wir müssen mal schlafen, wir werden erschöpft sein, und dann hat das Wesen leichtes Spiel.«

»Das denke ich auch.«

»Und was können wir dagegen tun?«

»Zusammenbleiben«, schlug Suko vor. »Es gibt keine andere Möglichkeit. Wir müssen zunächst Tag und Nacht zusammenbleiben.«

»Wir drei?«

»Nein, ich zähle Shao noch mit.« Suko erschrak, als er den Namen seiner Partnerin ausgesprochen hatte. Wir sahen auch, daß er eine Gänsehaut bekommen hatte. »Jetzt habe ich mich hoffentlich nicht verraten«, flüsterte er.

»Wir fahren sowieso gleich zu uns.«

»Gut, gut«, murmelte er und ging auf unser Büro zu. »Ich werde sie am besten anrufen und vorwarnen.«

»Laß es lieber.«

Er überlegte und nickte. »Ja, du hast recht, ich werde es nicht tun. So wenig Informationen wie möglich.«

»Dann ist Sir, ähm, der Superintendent ja auch in Gefahr!« hauchte Glenda.

Ich wiegelte mit der Hand ab. »Mit ihm haben wir noch nicht gesprochen, zumindest nicht über die konkreten Auswirkungen des Falls. Ich hoffe, daß sich das Bewußtsein auf uns konzentrieren wird, wobei ich Suko und mich meine. Wir haben ihm ja auch den ersten Streich gespielt. Die Frau, die uns ermorden sollte, hat es nicht geschafft. Sie ist von diesem Bewußtsein beeinflußt worden und…«

Das Telefon meldete sich. Da Suko näher am Apparat war, hob er ab, schaltete aber den Lautsprecher ein, so daß wir mithören konnten. »Hier ist Jane, meine Güte, endlich erreiche ich euch.«

»Hi, Jane.«

»Ist John auch da?«

»Er hört mit.«

»Gut, das ist gut.« Sie schnaufte leicht. »Ihr habt Lady Sarah und mich doch gebeten, etwas über den Club der Höllensöhne oder die Bruderschaft der Mystiker in Erfahrung zu bringen, nicht wahr?«

»Stimmt.«

»Es ist schwierig, sehr schwierig sogar.«
»Gibt es den Club denn?« fragte Suko. »Oder existieren über ihn Unterlagen?«
»Das schon.«
»Und...«
»Es ist eine Vereinigung, die vor einigen Hundert Jahren entstand. Reiche Nichtstuer wollten etwas erleben, sie wollten mal die andere Seite der Existenz kennenlernen die düstere, die dunkle und bedrohliche. Deshalb beschäftigten sie sich mit Schwarzer Magie und furchtbaren Opferriten. Sie töteten Menschen, krauen und sogar Kinder. Ich möchte auf Einzelheiten verzichten. Jedenfalls war es gut, daß sich dieser Club auflöste.«
»Wann?«
»Nachdem der Anführer verschwand.«
»Kennst du seinen Namen?«
»Ja«, sagte Jane. »In dem Buch über geheime Zirkel und Bruderschaften habe ich etwas von einem gewissen Dorian Durand gelesen. Er hat den Club ins Leben gerufen. Er gab die Botschaften des Schreckens an die Mitglieder weiter, aber es gibt ihn nicht mehr. Irgendwann ist er verschwunden, so habe ich es gelesen.«
»Nun ja, so ganz stimmt das nicht.«
»Wieso?«
»Er hat bis heute noch existiert.«
»Was?« rief sie. »Das mußt du erzählen, Suko. Das ist...«
»Später vielleicht, Jane, wir haben andere Probleme. Sein Körper ist vernichtet, aber nicht sein Bewußtsein...«
»Aha.«
»Was heißt das?«
»Ich habe auch über das Bewußtsein gelesen. Es hing mit den Zielen des Clubs zusammen. Die Mitglieder haben daran geglaubt, daß ihr Bewußtsein alles andere überleben würde. Daß es Macht auf Menschen ausübt und die Organismen kontrollieren kann.«
»Wir können leider nicht widersprechen, Jane.«
»Dann müßt ihr dagegen kämpfen?«
»Ja, aber ich will noch mal auf den Höllenclub zurückkommen. Stand in Sarahs Buch etwas über Mitglieder? Sind Namen aufgeführt worden?«
»Einige.«
»Was?« Nicht nur Suko zuckte wie elektrisiert zusammen, doch Janes Antwort war enttäuschend.
»Es waren die Namen der Gründer. Damit werdet ihr wohl heute nicht mehr viel anfangen können, denke ich mir. Einige sind aufgeführt, aber es sind keine historisch relevanten Persönlichkeiten. Sie mögen zwar Vermögen gehabt haben, der Adel ist da ebenfalls

vertreten, doch das hat sich überlebt, meine ich mal. Zumindest, was diese Mitglieder angeht.«

»Jedenfalls könnten die Namen noch einmal wichtig für uns sein«, sagte Suko.

»Denkst du an irgendwelche Nachkommen?«

»Ja.«

»Dann könnte ich ja schon mal nachforschen«, sagte sie. »Oder habt ihr etwas dagegen?«

Suko wollte nicht allein entscheiden. Er schaute mich an. Ich streckte ihm den Arm entgegen und bewegte meine Hand. Er verstand die Geste und übergab mir den Hörer.

»Hi, Jane, hier ist John.«

»Ich höre es. Hast du etwas dagegen?«

»Nein, im Prinzip nicht…«

»Und wo liegt das Problem? Deine Stimme klingt nicht gerade locker.«

»Dazu besteht auch kein Grund. Kommen wir zu dem Problem, das du angesprochen hast, Jane. Daß Dorian Durands Körper nicht mehr existiert, weißt du, aber es gibt das Bewußtsein, und das ist verdammt gefährlich. Wir haben einen Vorgeschmack darauf bekommen.« Ich berichtete ihr, was uns bisher widerfahren war, und sie wurde etwas stiller und kleinlauter. »Deshalb rate ich dir und Lady Sarah, die Finger von diesem Fall zu lassen. Du kannst dich nicht wehren, du bist praktisch schutzlos. Du siehst den unsichtbaren Feind nicht, aber er sieht dich. Er kann zuschlagen, überall, zu jeder Minute und Sekunde. Und das ist gefährlich, sogar brandgefährlich. Da kommen wir dann nicht mit.«

»Also ein unsichtbarer Feind?« wiederholte sie.

»Ja.«

»Wie kann man sich überhaupt gegen ihn wehren?«

»Unmöglich will ich nicht sagen, aber es ist fast unmöglich. Ich habe einen einigermaßen guten Schutz durch mein Kreuz. Um mich macht das Bewußtsein einen Bogen, so hoffe ich jedenfalls. Ansonsten aber sieht es nicht gut aus.«

Jane legte eine Denkpause ein und fragte dann: »Was weiß denn dieses Bewußtsein? Oder was könnte es wissen?«

»Keine Ahnung, Jane. Und genau das ist das Fatale. Es kann um uns herum sein, bekommt alles mit, und wir sind nicht in der Lage, es zu fangen. Es ist wie ein unsichtbarer Nebelstreifen, der sich durch die Luft bewegt. Zudem ist es mit einer teuflischen Macht angereichert worden, und ich weiß auch nicht, wie dieser Dorian Durand es geschafft hat, aber er hat es nun mal gepackt, und wir müssen uns über zweihundert Jahre später damit beschäftigen und darauf einstellen.«

Jane senkte ihre Stimme. »Wenn man dich so reden hört, kann man es mit der Angst zu tun bekommen.«

»Nicht nur du.«

»Was wollt ihr tun?«

»Zusammenbleiben. Shao, Glenda, Suko und ich. Und zwar in meiner oder Sukos Wohnung. Wir wollen die erste Nacht gemeinsam verbringen, wobei wir davon ausgehen, daß wir die interessanten Zielpersonen sind. Der Geist oder das Bewußtsein wird wissen, daß Suko und ich seine ärgsten Feinde sind, es wird entsprechend handeln und versuchen, uns auszuschalten. Zu welchen Mitteln es dabei greifen wird, kann ich dir nicht sagen. Wir sind nur auf alles gefaßt.«

»Danke, John, daß du mich gewarnt hast.« Sie räusperte sich. Ich wußte, daß sie weitersprechen wollte. »Sarah und ich sind jetzt ebenfalls involviert, und ich möchte mich nicht in eure Angelegenheiten mischen, aber wäre es nicht günstiger, wenn ihr uns beide auch in euren Kreis mit aufnehmt?«

»Daran habe ich schon gedacht.«

»Dann kommen wir zu dir?«

Ich überlegte nicht lange. »Okay.«

»Wir können es auch umgekehrt machen. In unserem Haus ist mehr Platz…«

»Nein, nein, kommt ihr zu uns.«

»Gut - wann?«

»Ich denke, daß wir in einer Stunde und bevor es dunkel wird, bei uns im Haus sind.«

»Okay, wir kommen.« Sie fügte noch einen Scherz hinzu. »Ich bringe noch zwei Liegen mit.«

»Das wird wohl nicht nötig sein. In der folgenden Nacht werden wir kaum schlafen können.«

»Ich befürchte es auch. - Bis dann.«

Beide legten wir auf, und in mir steckte nicht eben ein gutes Gefühl. Ich spürte den Druck im Magen, die Knie zitterten leicht. Ein Beweis, daß auch ich nur ein Mensch war. Sicherlich fühlten sich Glenda und Suko nicht anders.

»Warten wir noch auf den Chef?« fragte Glenda.

»Nein, wir verschwinden. Wir rufen ihn an, falls es möglich ist. Ich möchte den Kreis der Mitwisser ziemlich klein halten, obwohl er schon jetzt sehr groß ist.«

»Eine Frage habe ich noch«, sagte Glenda mit leiser Stimme. Automatisch deckte sie ihre Maschine dabei ab. »Was ist, wenn dieses Bewußtsein nicht uns angreift, sondern sich andere, unschuldige, unbeteiligte Menschen aussucht?«

»Daran hatte ich leider auch schon gedacht, aber den Gedanken zunächst verdrängt.«

»Warum sagst du nichts, John?«
Ich schluckte. »Weil ich es, verdammt noch mal, nicht hoffen will.«
»Ich auch nicht. Aber einrichten müssen wir uns darauf.«
Ich schwieg, und meine Nervosität stieg an.

***

Jane Collins hatte den Hörer aufgelegt und brauchte Lady Sarah Goldwyn nicht viel zu erklären, denn sie hatte durch den Lautsprecher den Dialog verfolgt. Die Horror-Oma, die sich bisher immer ziemlich stabil gezeigt hatte, war selbst blaß geworden und tupfte ihre Schweißperlen von der Stirn.
»Habe ich in deinem Sinne gehandelt?« fragte Jane.
Die Frau mit den grauen Haaren nickte. »Ja, ich denke, es ist besser, wenn wir zu John fahren. Aber ich werde das Buch mitnehmen, in dem wir etwas über die Höllensöhne gefunden haben. Wenn ich an die schrecklichen Rituale denke und mir vorstelle, daß diese teuflische Vereinigung wie der erwacht ist, dann weiß ich nicht, was ich dazu noch sagen soll. Das ist mir alles suspekt, und ich will ehrlich zugeben, daß ich davor auch eine gewisse Angst bekommen habe.«
»Ja, ich auch.«
»Gut, dann hole meinen Mantel und schalte die Alarmanlage ein, darin können wir fahren.«
»Ist gut.« Die blonde Detektivin kaute nachdenklich auf ihrer Unterlippe. Was sie in den letzten Minuten erfahren hatte, das war hart gewesen.
Sie starrte ins Leere, ließ sich das Gespräch noch einmal durch den Kopf gehen, schauderte dabei zusammen und schaute sich gleichzeitig scheu um, als könnte sie irgend etwas Fremdes oder einen Eindringling entdecken.
Da war nichts. Zudem fiel ihr ein, daß diese Macht ja unsichtbar war und urplötzlich angreifen konnte.
Sie wartete auf Sarah. Die Horror-Oma kehrte sehr bald zurück, den Mantel übergestreift, die Tasche in der rechten Hand. Jane Collins nahm sie ihr ab. »Was sollen wir denn darin mitnehmen?«
»Zwei Zahnbürsten und einiges, was man sonst noch braucht, wenn man woanders übernachtet.«
Jane lächelte. »Du bist lieb und denkst auch an alles.«
»Tja, manchmal sind wir Alten den Jungen eben überlegen. Das macht die Lebenserfahrung.«
»Durchaus möglich.«
Die Alarmanlage war eingestellt, als die beiden Frauen das Haus verließen. Jane dachte daran, daß diese Elektronik zwar gut und schön war, aber vor unsichtbaren Phänomenen nicht schützte.
Der kalte Wind brachte den Schneegeruch mit. Noch fielen keine

Flocken vom Himmel, und Jane wünschte sich auch keinen Schnee in London, denn das würde zu einem gewaltigen Chaos führen.

Der Wagen parkte auf einer freien Fläche zwischen zwei Bäumen. Auf der Straße lief der normale Verkehr. Die Dämmerung zog herauf, und der Himmel zeigte eine blasse Farbe, wobei die grauen Schattierungen überwogen. Sie drängten die tagsüber herrschende Helligkeit immer weiter zurück.

Jane Collins dachte daran, daß sie keinen Schritt mehr normal gehen konnte. Das Gespräch mit John hatte sie innerlich aufgewühlt. Sie fühlte sich beobachtet, aus dem Unsichtbaren kontrolliert, und jeden stärkeren Windzug nahm sie intensiver wahr als normal, weil sie auch davon ausging, daß etwas Böses sie streifte.

Beide Frauen erreichten den Wagen, ohne daß sich etwas verändert hätte. Sarah Goldwyn warf der jüngeren Frau einen skeptischen und besorgten Blick zu. »Was hast du, Jane?«

Die Angesprochene lächelte gequält. »Im Prinzip nichts, aber mir wollen Johns Worte einfach nicht aus dem Sinn.«

»Mir auch nicht, aber du oder wir sollten uns nicht verrückt machen lassen.«

»Da hast du wahrscheinlich recht.« Sie stieg ein und öffnete Sarah die Beifahrertür von innen. Sarah legte die Tasche auf den Rücksitz, und nahm neben Jane Platz, wobei sie das Buch sichtbar auf ihre Knie gelegt hatte und mit beiden Händen festhielt. Sie kam auch darauf zu sprechen und hoffte, daß John Sinclair irgendeinen Hinweis fand, den sie übersehen hatten.

Jane sagte nichts dazu, denn viel Hoffnung hatte sie nicht. Sie wünschte sich nur, schon am Ziel zu sein und sagen zu können, daß auf der Fahrt nichts passiert war.

Dann startete sie…

***

ES war wieder unterwegs!

Und ES freute sich, denn ES war nicht zu sehen, aber ES sah so vieles und nahm auch die entsprechenden Informationen ein, wobei ES wieder daran dachte, wie dumm die Menschen doch waren, wenn sie von bösen Ahnungen oder von der Angst getrieben wurden. Unter der Angst litten auch ihre beiden Feinde, das hatte ES deutlich genug gehört.

Die Freude stieg. Immer mehr Personen kamen zusammen. Sie würden aufeinandertreffen, und sie glaubten, damit das Richtige getan zu haben.

Sie irrten sich.

ES würde ihnen beweisen, wie sehr sie sich irrten. Schon viele Menschen hatten sich im Laufe der Zeit geirrt. ES dachte an die Söhne

des Höllenclubs, die ES noch in Reserve behielt. Noch brauchte es ihre Hilfe nicht, und ES hoffte darauf, daß dies auch weiterhin so bleiben würde.

Zudem war das Bewußtsein schlau. Es wußte genau, was es sich zutrauen konnte und was nicht.

Abwarten, die anderen in Sicherheit wiegen, aber sie nie außer Kontrolle lassen.

Und dann, urplötzlich, zuschlagen!

O ja, es würde ein phantastisches Leichenfest werden!

***

Jane und Lady Sarah rollten durch das immer dunkler werdende London, in dem die künstlichen Lichter ihren Schein verstrahlten und helle Figuren auf Straßen und Gehplätze zauberten, die hin und wieder von dunklen Gestalten durchbrochen wurden.

Der Abend näherte sich und die Dunkelheit würde bald über die Stadt hereinbrechen.

Jane fuhr konzentriert. Um diese Konzentration zu erreichen, mußte sie sich zusammenreißen, denn ihre Gedanken wollten sich aus der Wirklichkeit wegbewegen. Zudem war es Pech, daß sie mit ihrem Golf inmitten des Berufsverkehrs steckten und irgendwann etwas gegen die Scheiben des Golfs tupfte, das allerdings schnell schmolz.

Es waren die ersten Flocken, die vom Himmel fielen. Die Wetterfrösche hatten sich in ihren Voraussagen nicht geirrt. Da der Boden auch in der Stadt an der Oberfläche noch gefroren war, würde der Schnee auch liegenbleiben.

Sie schielte bei einem Ampelstopp besorgt durch die Scheibe nach oben.

Noch fielen die Flocken nicht dicht. Sie tanzten durch das Licht und glitzerten wie Brillanten.

Lady Sarah berührte Jane mit der Hand. Sie lächelte dabei. »Wegen des Schnees brauchen wir uns keine Sorgen zu mache. Bevor es richtig losgeht, sind wir bei John.«

»Das hoffe ich auch.«

»Glaub es mir.«

Jane startete wieder. Die Blechschlange setzte sich nur langsam in Bewegung. Hinter den Fahrzeugen wölkten die Abgasfahnen wie giftige Nebelwolken.

»Fühlst du dich jetzt besser?« wollte die Horror-Oma wissen.

»Es geht.«

»Keine Sorge, wir schaffen es.«

Diesmal mußte Jane sogar lachen. »Woher nimmst du nur diesen Optimismus, Sarah?«

»Weißt du, mein Kind, wenn du mal so alt geworden bist wie ich,

siehst du die Welt mit anderen Augen. Dann sind gewisse Vorgänge nicht mehr so schlimm, wie sie eigentlich wirken. Man muß eben nur die nötige Reife haben und sich dem Kommenden gelassen stellen.«

»Was du tust?«

»Ja.«

»Ich versuche es.«

»Es klappt, glaub mir. Ich habe doch gesehen, wie angespannt du in den Wagen gestiegen bist. Du hast praktisch darauf gewartet, daß etwas passiert. Und was ist geschehen? Nichts.«

»Da hast du recht.«

»Danke.«

»Wir sollten froh sein.«

»Weiß nicht.« Jane hob die Schultern. »Jedes Ding hat schließlich zwei Seiten.«

»Wie meinst du das?«

»Ich weiß nicht, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn wir bei dir zu Hause geblieben wären. Jetzt fahren wir zu John, und dort kann man erst auf uns aufmerksam werden.«

»Ist eine Möglichkeit«, gab Sarah zu. »Die Chancen stehen eben fünfzig zu fünfzig. Sollten wir angegriffen werden, bin ich froh, wenn ich einen Mann wie John in der Nähe habe.«

»Das stimmt auch wieder.«

»Außerdem bin ich gespannt darauf, wie es diese Gruppierung geschafft hat, sich über einen so langen Zeitraum zu halten.« Sie streckte sich. »Aber das wird sich noch alles herausstellen, warten wir es ab. Außerdem drücke ich uns die Daumen, daß die Staus nicht zu groß werden. Sehr weit haben wir es nicht mehr.«

Das traf zu, aber sie mußten am hellerleuchteten Piccadilly vorbei, und wie fast immer staute sich dort der Verkehr. Der Piccadilly bildete auch die südliche Grenze zu Soho, an dessen Rand das Haus stand, in dem John und Suko ihre Wohnungen hatten. Ein Bus quälte sich vorbei, umtanzt von kleinen Flocken. Hinter den beschlagenen Scheiben sahen die Fahrgäste aus wie Gespenster.

London »kochte« um diese Zeit. Jeder wollte nach Hause, und alle Straßen und Verkehrsmittel waren überfüllt. An den Bushaltestellen hatten sich Menschenschlangen gebildet.

Jane schaltete das Radio ein.

Harte Musik dröhnte aus den Lautsprechern, und nicht nur Lady Sarah verzog schmerzhaft das Gesicht. Jane tippte auf die Taste, der Sender wechselte, eine andere Musik erklang, die leise ausklang, als Verkehrsberichte durchgegeben wurden. Die bezogen sich auf London und hörten sich nicht eben gut an. Außerdem wurde vor dem Schnee gewarnt, der liegenbleiben würde, und Sarah schüttelte den Kopf. »Die sollen die Menschen nicht schon vorher verrückt machen«, beschwerte

sie sich.

»Stimm!« gab Jane zu. Die beiden steckten zwar in einem Stau, aber es ging auch weiter, dann mußten sie rechts ab in eine Straße fahren, in der normaler Verkehr herrschte, ohne Stau, bis schon in Sichtweite die beiden nebeneinanderstehenden Hochhäuser auftauchten. Sie waren nur durch begrünte Parkfläche voneinander getrennt.

Die Häuser ragten in die Dunkelheit hoch wie zwei starre Fremdkörper. Nicht hinter allen Fenstern brannte Licht, so daß die Verteilung der Helligkeit an jedem Haus unterschiedlich war.

Beide Frauen atmeten auf. Lady Sarah lächelte und schaute auf das Buch.

»Ich denke, das hätten wir geschafft.« Jane nickte.

Der Golf rollte noch ein Stück die Straße entlang, bis die Zufahrt zum Parkplatz auftauchte. Zwar gab es in beiden Bauten Tiefgaragen, aber nicht jeder Mieter hatte dort einen Platz für seinen Wagen bekommen oder bezahlen können.

Beide Frauen hatten Glück. Um diese Zeit brauchten sie nicht lange zu suchen, um eine freie Parktasche zu finden. Jane blinkte und lenkte den Golf nach links, weil sie dort eine Lücke zwischen zwei abgestellten Lieferwagen entdeckte.

Sie fuhr hinein. Rechts und links des Golfs verdunkelte sich die Welt durch die Aufbauten der beiden höheren Wagen. Der Schnee fiel inzwischen dichter. Die weißen Flocken tippten gegen die Scheibe und tanzten auch durch die Lichtkegel der beiden Scheinwerfer.

»Geschafft!« sagte Jane.

Sarah nickte. Auch sie atmete aus. Ihre Hände lagen auf dem Buch. Sie wollte sie davon lösen, um die Tür an ihrer linken Seite zu öffnen, als etwas geschah.

Das Buch bewegte sich!

Zuerst dachte Sarah an eine Einbildung, nahm die Hände aber nicht zurück, sondern krümmte noch die Finger, so daß sie eine kleine Brücke über dem Umschlag bildeten.

Ein Irrtum?

Jane löschte das Licht. Sie stellte den Motor aus, öffnete die Tür, und die Innenbeleuchtung strahlte ihr Licht ab. Die Detektivin stieg noch nicht aus, weil ihr Sarahs starre Haltung aufgefallen war.

»Hast du was?« fragte sie.

»Moment noch…«

»Wieso?«

Sarah Goldwyn atmete durch die Nase ein und nickte. Es war ein Zeichen für Jane, ebenfalls auf das Buch zu schauen, das Sarah in diesem Augenblick losließ.

Beide Frauen sahen es zur selben Zeit.

Das Buch bewegte sich!

Es hatte plötzlich ein unerklärbares Eigenleben entwickelt. Nicht nur, daß es sich leicht von einer Seite zur anderen schob, es kam noch etwas hinzu.

Es fing an, sich zu wellen.

Die Oberfläche quoll auf, aber das Buch riß nicht. Der Deckel bekam eine Beule, die noch wuchs.

Sie dehnte sich und gleichzeitig quoll das Buch auf.

Sarah saß bewegungslos und starrte einzig und allein das Buch an. Die Arme hatte sie in die Höhe geschoben. Sie war auch nicht in der Lage, etwas zu sagen. Ihr Gesicht war so bleich wie der Schnee draußen und wirkte maskenhaft starr.

Jane handelte.

Sie packte das Buch, obwohl es sie auch irgendwo anekelte, und sie spürte für Sekunden zwischen ihren Fingern etwas Weiches, dann aber drehte sie den Arm herum und schleuderte das Ding durch die offene Tür nach draußen. Es prallte gegen die Wand des Lieferwagens, rutschte von dort ab und fiel zwischen den beiden parkenden Fahrzeugen zu Boden.

Neben Jane löste Sarah ihren Gurt, und beide schauten aus dem Fahrzeug.

Das Buch war zu Boden gefallen, und sie konnte das dunkle Buch trotz der Dunkelheit auf dem Boden liegen sehen. Sie beobachtete sogar, daß mit dem Buch etwas geschah. Auf dem Deckel zeichnete sich eine Figur, eine Gestalt oder was auch immer ab. Sehr abstrakt, leicht rötlich, bis sich die Umrisse verdichteten und beide Frauen den Mund oder das Maul sahen.

Ein Buch mit einem Mal auf dem Umschlag. Es war weit aufgerissen. Die beiden sahen auch die Lippen, die rötlich und blutig zugleich schimmerten und auch an ein zuckendes Wunder erinnerten.

Die Frauen schwiegen. Sie wollten erleben, was weiter geschah, denn keine von ihnen glaubte, daß mit dem Erscheinen des Mauls der Vorgang schon beendet war.

Er setzte sich fort! Er ging weiter. Das Maul öffnete sich weit, sehr weit sogar. Beinahe sah es so aus, als würde es an den Seiten auseinanderreißen, dann aber klappte es wieder zusammen, und die beiden schauten fassungslos zu, wie ein Teil des Buchdeckels vor ihren Augen verschwand. Das Maul hatte ihn kurzerhand aufgefressen, ihn verschlungen, und dies wiederum war nur der Beginn, denn es fraß weiter. Die Zähne rissen Lücken in die Seiten.

Das leise Knirschen war das einzige Geräusch, das Jane und Sarah hörten, und es ging ihnen durch und durch.

Immer weniger Buch gab es, dafür immer mehr Maul. Es schnappte jetzt nach den Seiten, so ähnlich wie ein Fisch, der von der Angel her in den Korb geschleudert worden war.

Das Maul fraß weiter.
Stück für Stück.
Voller Gier. Brutal und hungrig, einfach nicht zu stoppen. Dabei schimmerten die Lippen wie die Ränder einer offenen Wunde, und noch immer war dieses leise Schaben zu hören.
Schließlich schrappte das Maul schnell hintereinander die letzten Reste weg.
Damit war das Buch verschwunden!
Aber auch der Mund hatte sich aufgelöst. Jane und Sarah waren fassungslos. Selbst der Horror-Oma, die nicht auf den Mund gefallen war, vergingen die Worte. Sie starrte aus weit aufgerissenen Augen hin, schüttelte dabei den Kopf und wischte sich mit träge wirkenden Bewegungen über die Stirn.
Dann schraken beide zusammen, denn ein schrilles Kichern war an ihre Ohren gedrungen.
Der Geist?
Nein, die Geräusche waren normal, denn sie hörten das Kichern erneut und auch Tritte.
Zwei junge Mädchen gingen hinter dem Heck des Golfs entlang zu einem anderen Fahrzeug. Sie kicherten und hatten ihren Spaß. Zwei Augenpaare aber starrten nach wie vor auf den nassen Boden des Parkplatzes, wo die Schneeflocken schmolzen.
»Es ist vorbei!« flüsterte Sarah schließlich. »Meine Güte, es ist vorbei, und ich sitze hier mit leeren Händen.«
Sie schaute darauf, als könnte sie es nicht fassen.
»Laß uns aussteigen - bitte.«
»Okay.«
Beide Frauen verließen den Wagen. Während sich die Horror-Oma umschaute, aber nichts sah, schloß Jane den Golf ab. Es waren die normalen Bewegungen, nur bekam sie die kaum mit. Sie fühlte sich auf der anderen Seite eingepackt wie in Watte, auf der anderen aber steckte sie voller Spannung und Unruhe.
Der Mittelstreifen des Parkplatzes, wo keine Wagen standen, schimmerte bereits weiß.
Jane ging um das Fahrzeug herum, um Lady Sarah ihren Arm zu reichen. »Hake dich ein, bitte.«
»Danke.«
In der Tat war es ziemlich glatt. Beide mußten achtgeben, daß sie nicht stolperten. Erst im Eingangsbereich des Hauses verbesserte sich die Lage, dort war der Hausmeister dabei, Sand zu streuen.
Jane und Sarah waren ihm nicht unbekannt. Als sie im hellen Eingang auftauchten, schaute er auf und sah die beiden Frauen. »Einen wunderschönen Abend, die Ladies. Da haben Sie aber noch einmal Glück gehabt.«

»Wieso?« fragte Jane.

Er deutete mit seiner Schaufel zum Himmel. »Was meinen Sie, was da noch alles runterkommt. Wenn Sie morgen aus dem Fenster schauen, liegt London unter einem Leichentuch.«

Beide konnten über diesen Vergleich nicht lachen, traten ihre Schuhe ab und gingen ins Haus.

»Fühlst du dich jetzt wohler?« fragte Jane.

Sarah Goldwyn, noch immer ein wenig blaß um die Nase herum, nickte. »Ja, ich fühle mich besser, ich weiß auch, daß hier Menschen wohnen, die sich gegen das Grauen zu wehren wissen.«

»Hoffentlich«, murmelte Jane, »hoffentlich.«

***

Wir hatten es geschafft und waren noch vor dem Schnee bei uns zu Hause eingetroffen. Sofort nach dem Verlassen des Fahrstuhls war Suko in seine Wohnung gegangen, um nach Shao zu schauen. Ich klaubte den Schlüssel hervor und schob ihn in das Schloß, wobei ich auch Glendas Grinsen bemerkte. »Was ist los?«

»Bin gespannt, wie deine Wohnung aussieht.«

»Wie bei einem Junggesellen üblich. Perfekt gereinigt und zur Abnahme bereit.«

»Ha, ha.«

»Wenn nicht, kannst du ja einmal in der Woche kommen und sie putzen. Wäre doch was, oder?«

»Oder auch nicht.«

Ich drückte die Tür auf und trat vorsichtig über die Schwelle. Überhaupt war ich vorsichtiger und mißtrauischer als sonst. Ich bat Glenda, hinter mir zu bleiben, was sie auch tat und ging die ersten Schritte in den nicht sehr breiten Flur. Noch mit der Jacke bekleidet betrat ich den Wohnraum, der ebenso leer war wie der Flur. Ich winkte Glenda zu, sie kam und hatte zuvor die Tür geschlossen.

»Alles okay?«

»Ja - und sauber.«

Sie zog ihren braunen Mantel mit der fellgefütterten Kapuze aus, schaute sich um und machte sich auf den Weg in die Küche. »Wie sieht es mit Kaffee aus?«

»Gern.«

Ich stand im Schlafzimmer, blickte mich dort um und ließ das nicht gemachte Bett so, wie es war.

Im Bad fand ich ebenfalls nichts Verdächtiges und kehrte zu Glenda zurück, die dabei war, löffelweise das Kaffeepulver in den Filter zu kippen. Murmelnd zählte sie mit. »Du kannst schon mal die Tassen auf den Tisch stellen«, sagte sie. »Als perfektem Hausmann dürfte dir das doch nicht schwerfallen.«

»Bestimmt nicht.«
»Deck für Sarah und Jane gleich mit.«
»Dann wird es eng.«
»Macht dir das was aus?«
»Bestimmt nicht, wenn ich zwischen Jane und dir meinen Platz finden kann.«
Da blitzte sie mich an, als hätte ich ihr etwas Schreckliches gesagt. Die Tassen gehörten nicht eben zu dem besten, was der Porzellanmarkt zu bieten hatte, aber für mich und meine Besucher reichten sie aus. Wenn jemand etwas essen wollte, sah es nicht gut aus. Dann würde Shao eben etwas aus ihrer Wohnung holen.
Ich stellte die letzte Tasse auf den Tisch, als Suko die Wohnungstür aufschloß. Zusammen mit Shao kam er durch den Flur und betrat das Wohnzimmer. Die Erleichterung war ihm anzusehen.
»Nichts«, sagte er, »gar nichts.«
»Wunderbar.« Shao kam auf mich zu. Sie trug eine schwarze Hose und einen gelben Pulli. Die Haare hatte sie hochgesteckt. »Stimmt es, was Suko da gesagt hat?«
»Das ist leider wahr.«
Sie nickte. Ihre Augen sahen dabei traurig aus. Dann murmelte sie: »Es ist manchmal schade, daß ich mich nicht mehr in der Welt befinde, in der ich einmal war.«
»Warum?«
»Ich hätte den Geist vielleicht stoppen können. Man muß Geister mit einem Geist bekämpfen, davon gehe ich aus. Oder was willst du als stoffliche Person sonst machen?«
»Ich weiß es noch nicht.«
»Also alles erst mal herankommen lassen?«
»So ähnlich.«
Sie hob die Schultern. »Wie ich hörte, kommen auch Sarah und Jane. Wann?«
»Keine Ahnung, Shao, London ist dicht.«
Die hübsche Chinesin schaute an mir vorbei, weil Glenda im Zimmer erschienen war. »Hi, Glenda, dich habe ich lange nicht mehr gesehen. Wie geht es dir?« Beide Frauen umarmten sich.
»Relativ gut.«
»Warum das?«
»Hat Suko erzählt, was mir passiert ist?«
»Hat er.«
»Und?«
»Ich hätte mich auch gefürchtet.«
»Da hast du es.«
»Zum Glück ist auf der Fahrt nichts passiert«, sagte Suko, der bereits auf einem Stuhl saß. »Ich kann mir vorstellen, daß dieses Wesen über

die Macht verfügt, ein Auto so zu verbiegen, daß es zu einem Blechknäuel wird.«

»Nur ein Auto?« fragte Glenda, die sich plötzlich umschaute. Ihr Blick blieb am Fenster haften.

»Wir befinden uns hier ziemlich weit oben. Ist das sicher?«

»Hör auf!« murmelte ich.

»War nur eine Idee.«

»Ja, die hatte ich auch schon. Wir werden sowieso einen Schlachtplan für den Fall der Fälle erörtern müssen, was natürlich nicht einfach sein wird, da wir die Macht des Bewußtseins nicht kennen. Wie Suko schon erfahren hat, ist es in der Lage, Materie zu übernehmen und es mit seinem Geist zu beseelen, wobei ihr den Begriff *beseelen* ruhig negativ auffassen könnt.«

Shao sagte: »Suko hat mir ja bisher nicht sehr viel erklärt. Warum ist dieser Geist denn so hinter euch her?«

»Ganz einfach, wir sind ihm auf die Spur gekommen.«

»Das warst du doch, John.«

»Ja, es begann auf der Rückfahrt von meinen Eltern. Aber diese Geschichte erzähle ich dir später. Wichtig ist, daß wir uns auf die neuen Verhältnisse einstellen.«

»Kann man ihn denn spüren, wenn er sich in der Nähe aufhält?« wollte Shao wissen.

»Ich habe ihn gespürt«, erklärte Suko, »ihn aber nicht gesehen. Mir war plötzlich nicht mehr wohl. Ich habe gemerkt, daß in der Nähe etwas Fremdes lauerte.«

»Das war er!«

»Ja, Shao - er!«

Glenda kam aus der Küche zurück. Sie trug die gefüllte Kanne mit Kaffee. Davon hatte ich immer genug im Haus, und es würde auch einiges an diesem Abend getrunken werden.

Glenda schenkte ein, während ich am Fenster stand und nach draußen schaute. Ich sah den treibenden Flocken zu, wie sie vom Wind erfaßt wurden und gegen die Scheibe wehten. Und allmählich fiel der Schnee noch dichter.

»Willst du dich auch setzen, John?«

»Sicher.« Ich drehte mich um und schlenderte langsam zum Tisch zurück. Ich hätte mir gewünscht, für einen Moment Hellseher zu sein und tatsächlich in die Zukunft schauen zu können. Zumindest, was den weiteren Verlauf des Abends anging. Immer stärker bohrte sich in meinen Kopf die Frage nach der Sicherheit.

Waren wir hier sicher?

Ich konnte es nicht mit ja und auch nicht mit nein beantworten. Eine gewisse Sicherheit für uns war nur dadurch gegeben, daß wir alle beisammen waren. So konnte der eine dem anderen helfen, wenn es

hart auf hart kam.

Wir warteten auf unsere beiden Freundinnen. Ich schnappte mir das Telefon und rief bei Lady Sarah an.

Dort hob niemand ab. Sie hatte auch den Anrufbeantworter nicht eingeschaltet. »Unterwegs sind sie«, sagte ich.

»Denk an den Schnee, John.«

»Du hast recht.« Ich nickte Shao zu. Meine Nervosität verschwand trotzdem nicht. Vielleicht sollte ich auch keinen Kaffee trinken, aber daran lag es nicht. Es ging allein um den Gegner, den Feind.

Wäre er ein normaler Dämon gewesen und nicht feinstofflich, dann hätte sich jeder von uns auf ihn einstellen können. Das aber war er nicht. Er war eben unsichtbar, und er war uns überlegen. Wir sahen ihn nicht, er konnte blitzschnell und hinterrücks erscheinen und zuschlagen.

Mein Schweigen sorgte auch bei den anderen für eine gewisse Stummheit. Jeder von uns saß angespannt am Tisch und schien auf irgend etwas zu warten und zu lauschen.

Als wir die Klingel hörten, gab es keinen - Suko ausgenommen, der nicht erschrocken wäre.

»Das sind die beiden«, sagte ich und stand auf. Meine Stimme hatte erleichtert geklungen. Ich durcheilte die Diele und schaute kurz durch den Türspion.

Jane Collins und Sarah Goldwyn standen bereits vor der Tür. Ihre Gesichter wirkten angespannt, meinte ich. Möglicherweise lag es auch an der Optik, die schon verzerrte.

Ich öffnete die Tür und ließ die beiden herein.

Wie zwei Geschäftsleute, die zu einem Termin gebeten waren, gingen sie an mir vorbei und blieben stehen. Das Lächeln auf ihren Gesichtern war nicht echt. Es wirkte verkrampft.

Ich schloß die Tür, noch immer etwas überrascht wegen ihres Auftretens.

Dennoch erkundigte ich mich, wie es ihnen ging, und Lady Sarah gab mir eine ehrliche Antwort.

»Nicht gut, John.«

»Was ist passiert?«

»Wir haben Glück gehabt«, sagte Jane.

»Los, erzähl und…«

Die Detektivin schüttelte den Kopf. »Später, John, da können die anderen auch zuhören. Eines vorweg: Du scheinst in ein magisches Wespennest gestochen zu haben.«

»Meinst du?«

»Ja, und wir alle sind daran beteiligt.«

Jane Collins war eine Frau, die sich so leicht nicht ins Bockshorn jagen ließ. Mir kam ihr Verhalten ziemlich merkwürdig vor. Sie wirkte

wie jemand, der unter einem starken Druck steht und nur mit großer Mühe eine Maske aufbehielt. Das erkannte ich an ihren unruhigen Augen, auch an dem Lächeln, das krampfhaft wirkte, und ich legte ihr meine Hand über die Schulter, als ich sie in den Wohnraum führte, wo Sarah die anderen bereits begrüßt hatte und auf einem der freien Stühle saß, wo Shao ihr einen Kaffee einschenkte.

Auch diese Begrüßung fiel frostig aus. Jane schaute sich mehrmals um. Sie fuhr dabei durch ihr Haar, das ziemlich struppig aussah. Sie hatte auch kein Make-up aufgelegt und machte den Eindruck einer Frau, die in großer Eile ihr Haus verlassen hatte.

Aus der Küche hatte ich noch einen Stuhl geholt und einen Hocker, auf dem ich saß. Was wie eine Geburtstagsrunde aussah, war sicherlich keine. Die Stimmung wirkte gedrückt, und es war Lady Sarah, die sich nach zwei Schlucken Kaffee zurücklehnte und davon sprach, daß endlich etwas gesagt werden mußte.

»Dann könntest du den Anfang machen, Sarah«, schlug ich vor, »denn so locker seid ihr hier auch nicht erschienen.«

»Ja, gut.« Sie nickte. Sekundenlang schaute sie in ihre Tasse, als könnte sie von der Oberfläche des Kaffees die Antwort ablesen. Sie runzelte die Stirn und faßte die Dinge zusammen, um die ich sie gebeten hatte, wobei eben ein gewisses Buch eine größere Rolle spielte, in dem mehr über den Höllenclub stehen sollte. »John hat recht gehabt, es stand darin auch etwas über den Club. Das wenige aber bezog sich nicht auf die Gegenwart, sondern auf die Vergangenheit. Es wurde über die Gründung geschrieben, über junge Männer, die alles hatten und nicht mehr wußten, wie sie ihre Freizeit verbringen sollten. Sie waren einfach satt. Man konnte ihnen mit nichts mehr kommen, um sie aus ihrer Lethargie zu wecken. Dann verfielen sie auf den Gedanken, einen besonderen Club zu gründen, der die Ziele der Schwarzen Künste verfolgte. Rituale, böse Taten, furchtbare Greuel standen bei ihnen ganz oben, und ihr Anführer hieß Dorian Durand, das habe ich auch erfahren.«

Suko und ich warfen uns einen Blick zu, der von Sarah Goldwyn nicht unbemerkt blieb. »Ist was?«

»Nein, nein«, sagte ich schnell. »Erzähl nur weiter.«

»Schön. Wie ich schon erwähnte, es waren die schlimmen Ziele des Clubs. Man wollte die Langeweile vertreiben, und die Mitglieder haben es auf ihre Art und Weise getan. Wo kein Kläger ist, da gibt es auch keinen Richter, so hatten sie freie Bahn, und mehr konnte ich aus dem Buch auch nicht erfahren. Ich hätte mich noch genauer damit beschäftigen sollen, aber das ist nun vorbei.«

»Wieso?« fragte Glenda.

»Es gibt das Buch nicht mehr.«

»Was?« nach Glendas Frage staunten wir alle. Wir konnten uns beim

besten Willen nicht vorstellen, daß Sarah gerade dieses Beweismittel vergessen hatte, und sie ließ ihre Blicke über unsere ungläubigen Gesichter gleiten.

»Ich habe es wirklich nicht mehr. Ich konnte es nicht mehr besitzen, weil es dieses Buch nicht mehr gibt.«

»Aber es hat dieses Buch doch gegeben?« fragte Suko. »Oder wolltest du uns nur beruhigen und…«

»Bitte, Suko.«

»Sorry.«

Sarah überlegte. »Wie gesagt, mehr wissen wir nicht. Wir hatten es ja auch dabei, aber das Buch wurde zerstört. Jemand fraß es vor unseren Augen auf. Ein Mund erschien«, flüsterte sie, »und dieser Mund aß das Buch. Leider kann ich euch keine andere Nachricht überbringen, und ich will nicht mal behaupten, daß Jane und ich versagt haben. Es ist eben passiert, ohne daß wir etwas dagegen unternehmen konnten.«

Was uns Lady Sarah da berichtet hatte, war ein Hammer. Abgesehen von Jane Collins waren wir völlig überrascht worden, denn gerade auf dieses Buch hatten wir eine gewisse Hoffnung gesetzt.

Daß dies berechtigt gewesen war, bestätigte die Zerstörung. In den folgenden Sekunden wußte keiner von uns so recht, was er sagen sollte, bis sich Jane Collins um die richtigen Worte bemühte.

»Sarah hat nicht gelogen. Das Buch wurde tatsächlich gefressen.«

»Von wem?« fragte Suko.

»Von einem Mund und gleichzeitig von sich selbst.«

»Und wie war das möglich?« fragte ich die neben mir sitzende Jane.

Sie hob die Schultern. »Wie war das möglich?« wiederholte sie. »Ich komme damit noch immer nicht zurecht. Es passierte, als wir hier auf dem Außenparkplatz anhielten. Kaum waren wir in die Parktasche gerollt, da erschien das Maul auf dem Deckel.«

»Deckel?« flüsterte Glenda.

»Ja, da zeichnete sich der Mund ab. Der Deckel bewegte sich, er beulte sich regelrecht aus. Wir rechneten damit, daß er brechen würde, aber das geschah nicht. Er blieb ausgebeult vorhanden, aber der Mund, bestückt mit zwei Zahnreihen, fing damit an, das Buch regelrecht aufzufressen. Er schrappte Stück für Stück weg. Ihr könnt euch vorstellen, wie uns zumute war.« Jane hob die Schultern. »Im nachhinein sind wir natürlich froh, daß uns nichts passierte. Dieser Mund, für uns ein Maul, blieb auf den Buchdeckel beschränkt. So ist dann ein Beweisstück vernichtet worden, sage ich mal.«

Ich schaute ins Leere, auch Suko sagte nichts, aber von uns erwartete man Antworten, denn wir waren bereits einen Schritt weiter als Jane Collins und Lady Sarah, die Suko ja nur angerufen hatte, damit sie recherchierten.

»Es war Durands Bewußtsein«, murmelte ich.

»Bitte?« Lady Sarah hob den Kopf.
»Ja, leider. Ich muß es so ausdrücken, auch wenn es einfach zu abstrakt klingt.«
»Zum Bewußtsein gehört zumeist ein Körper.«
»Das ist richtig. Der aber wurde zerstört, und es war Dorian Durands Körper, der all die Jahre überlebt hat, wobei Suko ihn letztendlich vernichten konnte.«
Der letzte Satz war das Stichwort für meinen Freund. Er berichtete von seinem Erlebnis im Keller des Fitneßcenters, aber er gab auch zu, daß wir außer einem gewissen Don Farell kein weiteres Mitglied des Höllenclubs kannten.
»Dann ist dieser Club wieder neu gegründet worden«, sagte Jane.
»Davon müssen wir ausgehen. Auch heute leben wir in einer Zeit, in der sich zahlreiche Menschen langweilen, weil sie übersättigt sind. Sekten und Geheimbünde schießen doch wie Pilze aus dem Boden, und viele von ihnen beschäftigen sich nicht einfach mit irgendwelchem Hokuspokus, sondern mit bösen, abartigen und manchmal unaussprechlichen Ritualen, wie es die Mitglieder des Höllenclubs damals auch getan haben.«
»Das kann ich bestätigen«, sagte ich, »denn ich habe von einem Mann gehört, der ebenfalls Mitglied war und der wahrscheinlich seine Tochter hätte opfern sollen. Beide waren so tief in die Machenschaften verstrickt, daß sie keinen anderen Ausweg sahen, als sich selbst umzubringen. Sie haben aber die Praktiken des Clubs bereits kennengelernt, und sie wußten auch, wie ihr Bewußtsein den Tod überwinden konnte, denn sie sind zurückgekehrt, nicht als Zombies, sondern eben als Bewußtsein, das sich in die Körper von Skeletten eingeschlichen hatte, die dann aus dem Unsichtbaren angriffen.«
»Wo war das denn?« flüsterte Jane.
»Im Norden des Landes. Ich kam ja von meinen Eltern, wo ich den Jahreswechsel verbrachte, und bin dort mit diesem Fall konfrontiert worden. Es ging dort um zwei Bücher, nicht sehr dick, aber ausführlich genug, um die alten Beschwörungsriten zu beinhalten. Diese Bücher befanden sich im Besitz von Vater und Tochter. Erst drei Jahre nach ihrem Selbstmord und nach ihrer ungewöhnlichen Rückkehr schickte Durand jemand, der die Bücher holen sollte. Es war Don Farell, aber Vater und Tochter hatten die Bücher bei ihrem Selbstmord mitgenommen. Sie liegen wahrscheinlich in einem Teich.«
Nach diesen Worten lastete das Schweigen über der Runde, bis Shao leise fragte: »War es ein Fehler, den Körper zu zerstören, Suko?«
»Nein oder ja? Ich weiß es nicht. Ich denke, daß es jeder getan hätte, dem die Chance gegeben worden wäre.«
»Da hast du recht.«
»Und jetzt ist dieser Geist frei.«

»Das Bewußtsein, Glenda«, sagte Suko. »Denn Durand ging davon aus, daß Körper und Bewußtsein zwei verschiedene Dinge sind, was ja auch stimmt. Nur sah er nicht, wie andere Menschen, Leib und Seele als eine Einheit an, er ist der Meinung, daß das Bewußtsein jeden Körper annehmen und vielleicht auch bilden kann. Ob du einen Menschen nimmst, eine Mauer oder nur ein simples Stück Holz…«

»Das wäre ja schrecklich!« hauchte Sarah.

»Es ist schrecklich.« Suko nickte Glenda zu. »Sie wird dir berichten können, welche Erfahrungen sie damit gemacht hat.«

Sarah schaute Glenda bedauernd an. »Du auch, Kind?«

»Ja, leider.«

»Willst du darüber sprechen?«

Glenda zögerte einen Moment und drehte ihre Kaffeetasse. »Es ist sogar besser, wenn ich es sage, denn ich möchte euch alle davor warnen, was auf uns zukommen kann. Ich hätte es auch nicht gedacht und war deshalb so geschockt und irritiert.«

In den folgenden Minuten hörten wir ihr alle zu, wie sie von ihrem ungewöhnlichen Einkauf berichtete. Sie sprach mit etwas brüchiger Stimme, überlegte zwischendurch immer wieder und hob schließlich die Schultern, wobei sie ihre Erlebnisse noch mit einer etwas lockeren Bemerkung abschloß. »Da ist uns dann allen der Appetit vergangen.«

»Das kann ich mir vorstellen«, flüsterte Jane. Sie reckte sich und strich über ihre flauschige Jacke.

»Okay, wir haben uns hier zusammengefunden und warten wahrscheinlich darauf, daß sich dieses Bewußtsein meldet. Wie auch immer.«

»Ja, so ist es!« stimmte ich ihr zu.

Jane krauste die Stirn. »Sind wir die einzigen bisher, die mit diesen Phänomenen konfrontiert wurden?«

»Wir haben unmittelbar damit zu tun«, sagte Suko, »und befürchten, daß sich das Bewußtsein an uns rächen will. Wir sind ja direkt involviert, und deshalb finde ich unseren Plan, uns hier zu versammeln, gut und positiv.«

»Das glaube ich auch«, sagte Jane Collins. »Da können wir uns dann gegenseitig schützen.«

»Wenn es soweit ist.«

»Das dauert nicht mehr lange, Freunde«, flüsterte Sarah. Sie verengte die Augen. Um sie herum entstand ein Kreis aus Fältchen. »Es wird wirklich soweit kommen, denn man hat uns unter Kontrolle. Wie erklärt es sich sonst, daß man uns ebenfalls angegriffen hat? Indirekt«, verbesserte sie sich.

»Eben durch das Buch.«

»Stimmt«, sagte Suko.

»Und wir können nichts tun«, murmelte Jane. »Wir sitzen hier und

warten auf einen Gegner, der für uns nicht zu sehen ist, der uns aber aus dem Unsichtbaren hervor beobachten kann. Oder hat einer von euch schon mal ein sichtbares Bewußtsein erlebt?«

Keiner gab Antwort. Nicht mal ein Lächeln umspielte dabei unsere Lippen.

»Also bitte.« Jane schaute Suko und mich an. »Ihr seid die Auslöser? Können wir etwas tun? Oder bleibt es zunächst beim Warten?«

»Dabei bleibt es«, erwiderte ich.

»Schade.«

»Ich weiß, aber es ist nicht anders zu machen. Keiner von uns kann sagen: Los, zeig dich! Und dann geht es zur Sache. Nein, wir müssen uns schon darauf einlassen.«

»Was natürlich gefährlich ist«, murmelte Shao und nickte Glenda dabei zu. »Überlegt mal, welche Macht das unsichtbare Bewußtsein hat. Es kann Dinge übernehmen, sie verändern und auch zerstören. Das Bewußtsein ist durchaus bösartig, es gehorcht den Gesetzen der Hölle, denen des Teufels, was weiß ich. Es wird auch auf uns keine Rücksicht nehmen. Von John weiß ich, daß er das Kreuz trägt. Er scheint der einzige von uns zu sein, vor dem das Bewußtsein zurückschreckt.« Shao legte ihre Hände auf den Tisch. »Ich kann mir durchaus vorstellen, daß es uns auf eine andere Art und Weise angreifen wird.«

»Welche?« fragte Glenda.

»Es könnte ja versuchen, Gegenstände in seinen Besitz zu bekommen und sie zu verändern.«

»Stimmt.«

»Soll ich Beispiele geben?«

»Nicht nötig«, flüsterte Glenda. Sie schaute sich dabei verdächtig um, als wären irgendwelche scharfen Gegenstände dabei, durch die Luft zu fliegen.

Und daran dachte ich auch. Es bestand diese Gefahr, daß der Geist etwas veränderte. Da war die Palette der Möglichkeiten offen. Es wäre sinnlos gewesen, weiterhin darüber zu diskutieren. Wir müßten alles an uns herankommen lassen.

Wieder schwiegen wir. Glenda erhob sich, um in die Küche zu gehen, denn sie wollte frischen Kaffee holen.

Jane beugte sich zu mir hin. »Kannst du es nicht locken, John?«

»Wie denn?«

»Beschwören?«

Ich hob die Schultern. »Erstens bin ich kein Exorzist, und zweitens fehlen mir da die Möglichkeiten. Ich weiß wirklich nicht, wie ich ein Bewußtsein beschwören sollte, das irgendwo im Unsichtbaren haust. Ich kenne die Möglichkeiten nicht, ich bin da auf fremdem Gebiet, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Wir müssen also warten?«
»Ja.«
Jane lächelte kantig. »Soll ich dich nach einer Zeit fragen oder lieber nicht?«
»Lieber nicht.«
»Gut.« Sie schaute zur Decke. Nach einigen Sekunden sagte sie: »Ich spüre es auch nicht. Manchmal ist man als Mensch doch in der Lage, etwas Fremdes wahrzunehmen.«
»Sicher«, sagte Suko.
Jane wandte sich an mich. »Hast du es denn nicht bemerkt. Du trägst das Kreuz. Hat es dich nicht gewarnt?«
»Nein, es kam nicht in meine Nähe.«
Die Detektivin grinste verbissen. »Aus Sicherheitsgründen, denke ich mal.«
»Kann sein.«
»Aber ich habe es gemerkt«, sagte Suko. »Ich spürte deutlich, wie es sich in meiner Nähe aufhielt. Es war im Büro, es dauerte auch nur einen Moment, dann war es verschwunden.«
»Das ist doch günstig«, bemerkte Sarah Goldwyn. »Dann sind wir zumindest vorgewarnt, wenn es sich zu stark in unserer Nähe aufhält. Oder sehe ich das falsch?«
Wir schüttelten die Köpfe.
Wohl fühlte sich keiner von uns, mich eingeschlossen. Es war einfach nicht normal für uns, in einem Kreis am Tisch zu hocken und zu warten. Im Innern voller Spannung und Furcht, wie jemand, der auf einen Besuch wartet.
War es da? War es nicht da?
Ich hätte ein Monatsgehalt für die Antwort gegeben. Und ich wußte oder fühlte, daß wir unter Beobachtung standen. Es war nur ein Frage der Zeit, wann dieser Feind aus dem Unsichtbaren zuschlug…

***

Glenda Perkins war in die Küche gegangen und hatte mit dem rechten Ellbogen die Tür ins Schloß gedrückt. Sie bemerkte es kaum, weil sie in Gedanken versunken war und immer wieder an dieses verfluchte Phänomen denken mußte, das sich in der Nähe befand, aber für die Menschen unsichtbar war.
Ein mordender Geist, ein killendes Etwas, ein Bewußtsein, das es tatsächlich schaffte, Menschen und auch Gegenstände so zu manipulieren, daß diese sich veränderten.
Schlimm…
In der Küche kannte sich die Frau aus. Schließlich hatte sie manche Nacht in dieser Wohnung verbracht. Sie wußte, wo der Kaffee stand; sie holte die Filtertüte aus der Packung, während sie aus dem Fenster

schaute und sich ihr Blick in dem Schneeschleier verlor.

Der Schnee ließ sich nicht stoppen. Und er blieb auch bei dieser Temperatur liegen. Glenda konnte sich vorstellen, daß London bereits unter dieser weißen Schicht verschwunden war, und sie bedauerte jeden Autofahrer.

Der Schnee fiel so dicht, daß sie keine Lichter mehr sah. London war unter dieser Glocke verschwunden.

Glenda tunkte den Löffel in das Kaffeepulver und zählte die Häufchen genau ab. Dann stellte sie die Kanne mit dem Filter auf die Heizplatte und schaltete die Maschine ein. Das Wasser hatte sie zuvor eingefüllt.

Eigentlich hatte sie wieder in der Zwischenzeit, während der Kaffee durchlief, zu den anderen zurückgehen wollen, darauf verzichtete Glenda. Sie verspürte das Bedürfnis, allein zu sein und wollte überlegen, was noch passieren konnte.

Für sie war klar, daß dieser erste Angriff nur ein Test gewesen war. Harmlos im Vergleich zu dem, was noch folgen konnte, und sie schloß auch sich selbst nicht aus. Die Nähe zu John Sinclair und Suko war einfach zu direkt. Gedankenverloren stand sie vor der Kaffeemaschine und schaute zu, wie die braune Brühe in die Kanne floß. Es war ein langer, brauner Streifen, der die Kanne immer mehr auffüllte. Aus dem Wohnraum hörte sie keine Stimmen, wahrscheinlich hing jeder der dort Anwesenden seinen Gedanken nach, und auch Glenda schloß für einen Moment die Augen. Ihre Hände hatte sie auf der Platte abgestützt.

Das Zittern begann in den Fingern und kletterte dann die Arme hoch.

Glenda hatte das Gefühl, nicht mehr sie selbst zu sein. Die Arbeitsplatte war für sie ein Halt gewesen, jetzt aber war sie mehr als das, denn sie kam davon nicht los.

Man preßte sie fest.

Und sie merkte, wie eine andere Kraft dabei war, ihr Gehirn in Besitz zu nehmen. Eine Stimme überschwemmte sie. Glenda hörte sie als böses Flüstern oder Kichern, als sie sagte: »Jetzt bin ich bei dir. Jetzt habe ich dich. Ich mache mit dir den Anfang. Hörst du?«

Sie konnte weder nicken noch sprechen. Glenda mußte es einfach hinnehmen. Noch immer stand sie vor dem Tisch, ohne daß auch nur ein Wort über ihre Lippen drang, obwohl sich der Mund bewegte.

Es war nur mehr ein Zucken der Lippen, nichts anderes.

Ihre Augen brannten. Das Gesicht fühlte sich heiß an, obwohl sie noch nicht nachgetastet hatte.

Alles war so schrecklich anders geworden. Sie versuchte verzweifelt, ihre eigenen Gedanken durch diese Mauer zu bringen, was ihr ebenfalls nicht möglich war, denn das andere Bewußtsein überschwemmte sie wie eine Woge aus bösen, tödlichen und grauenhaften Gedanken.

Dann war es vorbei.

Das Rieseln hörte auf. Sie konnte ihre Arme wieder bewegen und hob sie hoch. Tief holte sie Luft, schüttelte den Kopf und drehte sich mit steifen Bewegungen herum, obwohl sie es eigentlich nicht wollte, aber jemand war dabei, ihr einen Befehl zu geben und sich einem Spiegel zuzuwenden, der an der Wand hing.

Er hatte in Kopfhöhe seinen Platz gefunden, und Glenda konnte direkt in ihn hineinschauen.

Sie sah ihr Gesicht - und erschrak!

Himmel, es hatte sich verändert. Zwar war es vom eigentlichen Aussehen her gleich geblieben, die andere Kraft hatte für keine Mutation gesorgt, aber es lag an der Farbe, die sie so tief erschreckt hatte. Das war keine normale Gesichtsfarbe mehr, sie war dunkler, ging schon ins Violette. Schimmerten die Adern durch, oder hatte es einen anderen Grund?

Ihr Mund zuckte und erstarrte in einer fratzenhaften Stellung. Die Augen waren groß, und genau diese Augen erschreckten Glenda abermals. Das war nicht mehr ihr normaler Blick. In den Pupillen hauste etwas, das einzig und allein mit dem Wort böse und abstoßend umschrieben werden konnte.

Augen, die nicht mehr ihr gehörten und trotzdem die ihren waren. Sie konnte atmen wie immer, aber jedes Luftholen war von einem Knurrlaut begleitet.

Glenda drehte sich um.

Auch das hatte sie nicht gewollt. Die andere Macht in ihr hatte ihr den Befehl gegeben.

Sie streckte den rechten Arm aus, obwohl sie es eigentlich nicht wollte. Auch die Finger streckte sie vor, deren Nägel auf einen bestimmten Gegenstand zielten.

Es war eine normale Küchenschublade. Und wie es sich für eine normale Küchenschublade gehörte, verteilten sich darin Gabeln, Löffel und Messer.

Besonders die Messer hatten es ihr angetan. Allerdings nicht die, die zum Besteck gehörten, sie schaute ein Fach weiter, wo die Brot- und Fleischmesser lagen.

Ihre Klingen waren schärfer und länger!

Beinahe zärtlich strich Glendas Hand über die Griffe der Messer hinweg und berührte hier und da auch den kalten Stahl einer Schneide, doch immer so, daß sie sich selbst nicht schnitt. Sie wollte nicht ihr eigenes Blut fließen sehen, sondern das der anderen.

Ja, das wäre gut, das wäre genau ihr Ziel, und ein böses, kaltes Lächeln umspielte ihre Lippen.

Sie schluckte.

Ihr Speichel schmeckte ungewöhnlich bitter.

Sie griff nach einem Messer. Ihre Finger legten sich um den Griff aus massivem Holz. Dabei nickte sie zufrieden, denn der Gegenstand lag gut in der Hand.

Sie war zufrieden.

Stahl schabte über Stahl, als sie das Messer aus der Schublade hervorzog. Aus glanzlosen Augen schaute sie sich die Klinge genauer an, die sie an eine längliche Spiegelscherbe erinnerte, denn sie konnte sich selbst darin sehen.

Das war gut, sehr gut sogar. Ein fast perfektes Messer, stark im Griff und stark in der Klinge.

Die Luft saugte sie durch die Nase ein, als sie die Mordwaffe aus der Lade holte. Für sie war es kein normales Messer mehr, sondern eben eine Waffe, um andere zu töten. Um die Klinge durch Haut, Muskeln und Fleisch zu stoßen.

Glenda drehte sich um. Trotz allem hatte sie ihre eigene Aufgabe nicht vergessen.

Sie hatte Kaffee kochen wollen, die anderen warteten darauf, und sie würde ihnen auch den Kaffee bringen. Mit der linken Hand nahm sie die Kanne, in der rechten Hand hielt sie das Messer, aber sie hatte es hinter ihrem Rücken versteckt.

Noch ein rascher Blick in den Spiegel!

Die andere Farbe war aus ihrem Gesicht verschwunden. Es gab keine violette Haut mehr, nur noch die normale, wenn auch leicht gerötet, das aber würde kaum auffallen.

Mit dem Ellbogen öffnete Glenda die Tür und verließ die Küche.

***

Ich saß so, daß ich einen Blick auf die Küchentür werfen konnte und war zufrieden, als sie von innen aufgedrückt wurde und Glenda Perkins erschien. Ich hatte mir wegen ihres langen Fortbleibens schon Sorgen gemacht, doch nun war alles in Ordnung, denn sie trug sogar eine mit frischem Kaffee gefüllte Kanne.

Ein knappes Lächeln huschte über ihr Gesicht, als sie in das Wohnzimmer eintrat, wo wir noch immer am Tisch saßen und darauf warteten, daß sich das Bewußtsein zeigte.

Es hielt sich zurück.

Und gerade deshalb machte ich mir Sorgen, denn ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß sich dieser dämonische und auch teuflische Geist die Chance entgehen ließ.

Der Meinung war auch Suko. Seine Unruhe - so etwas kam selten bei ihm vor - war ebenfalls zu spüren. Er bewegte sich auf seinem Platz hin und her, er schaute öfter zur Flurtür, als erwartete er von dort einen dämonischen Angriff.

Statt dessen war nur Glenda erschienen, die sich unserem Tisch

näherte. »So, ich habe frischen Kaffee gekocht. Wem darf ich noch nachschenken? Dir, John?«

»Ja, auch, aber zuerst sind die Ladies an der Reihe.«

»Sicher, gern.«

Ich runzelte die Stirn, und ich wußte selbst nicht warum. Es hing mit Glendas Verhalten zusammen, das mir doch anders vorkam als normal. Ich wußte nicht, weshalb mich etwas störte. Es lag nicht an ihren Worten, die gehörten einfach dazu. Es konnte aber durchaus an ihrer Stimme liegen, die etwas modulationslos gewesen war, als hätte sie die Worte auswendig gelernt und stünde selbst nicht dahinter.

Auch Suko war aufmerksam geworden. Er schaute im selben Augenblick zu Glenda hin wie ich.

Sie stand halb neben und halb hinter Jane. Das Einschenken des Kaffees war eine normale Tat, kein Akt, sie war auch keine ausgebildete Kellnerin, die nach gewissen Regeln vorgehen mußte und beim Einschenken eines Getränkes eine Hand auf dem Rücken hielt.

Glenda tat es.

Ich rückte mit meinem Stuhl etwas zurück und sah es. Aber ich entdeckte auch etwas anders: Ein Schimmern.

Plötzlich bewegte sie die rechte Hand. Diesmal schneller. Das Schimmern wurde zu einem Blitzen, und blitzartig fuhr auch ein Begriff durch meinen Kopf.

Sie hat ein Messer!

Der Stuhl hinter mir kippte um, so rasch schnellte ich in die Höhe. Im selben Augenblick brüllte Glenda voller Haß auf, und sie hatte dabei den Arm hochgerissen. Ich sah dies wie eine Momentaufnahme. Das Messer schaute aus ihrer Faust hervor, die Spitze der Klinge wies auf Janes Kopf oder Nacken.

Was es auch war, es spielte keine Rolle, ich mußte etwas tun und hatte das Glück, daß Jane neben mir saß. Die anderen waren zu überrascht, um einzugreifen, selbst Suko war zu weit weg. Ich aber wuchtete meinen ausgestreckten Arm zur Seite und dann nach hinten. Ich hörte Jane noch schreien, dann kippte sie mitsamt ihrem Stuhl rücklings zu Boden und hörte von oben her Glendas wütendes Knurren, die ihre Felle plötzlich davonschwimmen sah.

Sie wandte sich sofort ihrem neuen Feind zu, und das war ich.

Bevor das Messer nach unten sauste, fegte mein Arm in die Höhe, und mit der rechten Hand bildete ich eine Klammer, die ihr Gelenk umfaßte. Zugleich stemmte ich mich von meinem Stuhl hoch und preßte Glenda Perkins zurück.

Jane war dabei, aus der Gefahrenzone zu kriechen, während ich mit Glenda kämpfte. Ich hatte sie überrascht, und es gelang mir, sie durch das Zimmer zu treiben, und zwar dorthin, wo die Couch und die beiden Sessel einen Tisch umrahmten.

Glenda berührte mit den Kniekehlen zuerst die Tischkante, da rutschte sie dann ab und fiel schräg auf die Couch, wo sie auf dem Rücken liegenblieb, die Beine in die Höhe riß, sie zugleich anzog und es mit Trampeln versuchte.

Sie hielt noch immer das Messer fest, und ich hatte ihr Gelenk umklammert. Glenda lag schräg auf der Sitzfläche ich ebenso schräg über ihr, und sie versuchte immer wieder, mich mit der Klinge zu treffen, wobei ich alle Kraft aufwenden mußte, um die Spitze weit genug von meinem Gesicht entfernt zu halten.

Dann war Suko da.

Er beugte sich über die Couch hinweg, griff nach Glendas Handgelenk, das ich losließ, denn Suko stand günstiger.

Er zerrte Glenda in die Höhe, während ich versuchte, aus dem Bereich ihrer strampelnden Beine herauszukommen. Ich brachte mich mit einem Sprung in Sicherheit und schaute auf meinen Freund, um zu sehen, was er unternahm.

Er würde Glenda nicht zu hart anfassen, obwohl sie unter dem Eindruck des fremden, teuflischen Bewußtseins stand, das sich von dem vermoderten Körper gelöst hatte.

Sie war noch immer außer Rand und Band. Obwohl Suko ihr die Arme nach hinten gebogen hatte, wollte sie das Messer einfach nicht loslassen. Sie schrie, sie kämpfte wild dagegen an, und in ihren Augen las ich den blanken Wahnsinn.

Suko versuchte es mit Worten, während sich Glenda wie eine Schlange bewegte und dabei versuchte, in Richtung Kopfende der Couch zu kriechen. Sie zog dabei die Beine an, stieß sich mit den Füßen immer wieder ab, aber mein Freund hielt sie auf Distanz.

Glenda fauchte und schrie zugleich. Ich sorgte mich um sie. Diese Frau war nicht mehr sie selbst.

Etwas hatte sie verändert, und sie war zu einer anderen geworden. Als ich eingreifen wollte, wehrte mich Suko ab, möglicherweise deshalb, weil ich zu befangen war, was durchaus stimmte, denn ich würde ihr anders gegenübertreten als der Inspektor.

»Laß es los!« brüllte Suko sie an.

»Laß endlich das verdammte Messer los!«

Glenda schüttelte liegend den Kopf. Sie wollte nicht, sie kämpfte weiter, sie saugte lautstark die Luft ein, sie schüttelte sich noch immer, und sie versuchte, ihren Körper in die Höhe zu wuchten, was ihr kaum gelang.

Auch die anderen waren von ihren Stühlen in die Höhe gesprungen. Fasziniert schauten sie zu, was dort passierte und wie Suko versuchte, Glenda unter seine Kontrolle zu bringen.

»John!« hörte ich Janes schrille Stimme. »Du mußt eingreifen, verflucht noch mal!«

Ja, das mußte ich. Glenda war sogar dabei, sich zu verändern. Ihre Haut war rötlich, nein, violett angelaufen. Sie hatte einen schmutzigen Farbton bekommen. Ihr Mund stand offen, er klaffte wie eine große Wunde, aus der stoßweise der Atem drang.

Das Knurren hörte sich beinahe unmenschlich an. Suko stand hinter der Couch. Er hatte ihren Arm weit zurückgebogen und ihr das Gelenk verdreht, was sicherlich schmerzte.

Über Glenda trafen sich unsere Blicke. »Jane hat recht, du bist an der Reihe!«

»Okay.« Ich wußte, was er meinte. Glenda Perkins war seit kurzem besessen. Sie wußte nicht mehr, was sie tat. Ihre eigene Psyche war fortgeschwemmt worden, es gab nicht mehr die Glenda Perkins, wie wir sie kannten, das Fremde hatte sie völlig in den Bann gezogen.

Als sich mein Kreuz an der Kette bewegte, funkelte ein Lichtblitz auf, der auch über ihr Gesicht huschte und die Augen traf. Glenda zwinkerte. Für einen Moment hatte ich den Eindruck, als hätte gerade dieser Lichtreflex etwas gebracht und sie für einen Moment aus ihrem Zustand hervorgerissen, in den sie allerdings sofort wieder hineinfiel.

Bis ich mit zwei langen Schritten die Couch erreicht hatte und dicht daneben stehenblieb.

Das Kreuz pendelte über ihrem Gesicht. Sie hielt die Augen weit offen, sie mußte es sehen, und ich sah, wie sich ihre Pupillen bewegten, als sie die schwingenden Bewegungen meines Talismans verfolgte.

Half es?

Aktivieren wollte ich es nicht. Es würde ansonsten seine gesamte Kraft entfalten und sie möglicherweise zerstören. Vorsichtig und behutsam mußte ich vorgehen, während das Kreuz langsam ihrem Gesicht entgegensank. Sie hörte meine flüsternde Stimme, mit der ich mehrmals ihren Namen sprach.

»Glenda, bitte!«

Sie schrak zusammen.

Ich wiederholte den Namen.

Das Kreuz sank tiefer. Es schwebte jetzt dicht über ihrem Gesicht, wo es von einer Seite zur anderen baumelte. Der schlimme Ausdruck war aus ihren Augen verschwunden, sie war nicht mehr so stark besessen. Ihr Blick hatte sich geklärt, war er auch klarer geworden? Kam sie wieder zu sich? Ich mußte es einfach darauf ankommen lassen.

Mit einem Ruck sank das Kreuz nach unten, und plötzlich berührte es wie ein Hauch die Stirn der dunkelhaarigen Frau. Es schwebte darüber hinweg, es streichelte sie, und ich sah die Veränderung auf meinem Kreuz, dieses leichte Huschen des Lichts, das eine geringe Aktivierung anzeigte.

Urplötzlich brüllte Glenda auf.

Es war tatsächlich so etwas wie ein Urschrei, der aus ihrem Mund drang, und nicht nur ich erschrak.

Auch Suko und die anderen, aber sie sahen oder spürten nicht das, was ich mitbekam. Etwas zitterte zwischen Glenda und mir, es war ein Hauch, ein Streifen, ein kühler Luftzug, der an meiner Stirn entlangglitt und innerhalb einer kurzen Zeitspanne verschwunden war.

Und Glenda?

Ich sah sie mir genau an.

Ihr Gesicht verlor allmählich den fremden Farbton. Es war plötzlich wieder normal geworden. Blaß noch, aber ich erkannte in ihr die Glenda wieder, wie ich sie mochte.

Ich kniete mich neben die Couch, wo ich es bequemer hatte, sie zu berühren. Mit der Hand strich ich durch ihr Gesicht und spürte das leichte Zucken der Haut. Glenda hielt die Augen geschlossen und sah aus wie jemand, der schläft.

Jane Collins löste sich von den anderen und kam auf mich zu. Sie zitterte dabei. In ihren Augen stand eine Frage, deren Antwort ich nicht genau wußte. »Ich hoffe, daß es ihr gutgeht«, flüsterte ich.

»Das hoffe ich wirklich.«

»Sie war es doch nicht, die mich töten wollte.« Jane schüttelte den Kopf. »Nein, sie war es wirklich nicht. Es ist eine andere gewesen, das weiß ich genau. Nicht die Glenda, die ich kenne.« Jane schluckte und begann zu weinen.

Suko hatte seinen Platz nicht verlassen. Von oben her schaute er in Glendas Gesicht. Sie lag auf dem Rücken. »Ich glaube, du hast es geschafft, John.«

»Nicht ich - wir.«

»Wieso?«

»Hättest du ihre Messerhand nicht gehalten, wäre die Sache eskaliert.«

»Dramatisiere das nicht.«

Ich winkte ab, da ich mich auch weiterhin um Glenda Perkins kümmern wollte. Ihr Atem hatte sich normalisiert. Auch ihre Haut war eine andere geworden. Kein blauvioletter Schimmer mehr bedeckte sie, sie sah zwar blaß aus, aber sie war okay - hoffentlich.

Ich sprach sie an und legte in meine Stimme ein bestimmtes Drängen. »Du mußt mich hören, Glenda. Bitte, ich bin es. Hörst du meine Stimme? Sag es mir.«

Sie blieb stumm. Aber Sekunden später hörte ich sie atmen. Ein seufzender Laut drang aus ihrem Mund, in ihrem Hals rumorte etwas. Sie räusperte sich - und schlug die Augen auf.

Dies geschah so plötzlich, daß selbst ich davon überrascht wurde und auch Suko etwas betroffen schaute. Glenda war dabei, ihre Gedanken

zu sortieren, das sahen wir ihr an. Bevor sie sprach, bewegte sie noch die Lippen. »John? - Jane?«

Sie hatte uns beide gesehen, und wir nickten synchron.

»Was ist denn los?«

»Nichts. Es ist alles okay.«

Das wollte sie nicht wahrhaben. Sie furchte die Augenbrauen, auf der Stirn zeichneten sich Falten ab, dann schüttelte sie den Kopf und wollte sich erheben.

Sanft drückte ich sie zurück. »Du bleibst erst einmal liegen, okay?«

»Warum? Was ist denn geschehen?«

»Nicht viel.«

»Doch, du lügst!« Plötzlich umklammerte sie mein Handgelenk. »Du lügst, John.«

»Warum?«

»Ich liege hier auf der Couch und…«

»Stimmt.«

»Laß mich bitte ausreden. Ich liege hier auf der Couch und weiß nicht, wie ich hergekommen bin. Dafür muß es eine Erklärung geben. Ich kann mich nicht daran erinnern, daß ich müde gewesen bin und darum gebeten habe, mich herlegen zu dürfen. Wirklich nicht.«

»Da hast du recht.«

Ihre Augen funkelten wieder. Da steckte Leben drin, und darüber war ich froh. »Also, was ist?«

»Gut, Glenda, gut.« Ich schielte auf das Messer, das Suko ihr nach der »Behandlung« durch das Kreuz mit spielerischer Leichtigkeit aus der Faust gewunden hatte. Jetzt lag es auf der breiten Rückenlehne des Sessels.

»Und du kannst dich wirklich an nichts erinnern, Glenda?«

»Nein.«

»Auch nicht daran, daß du in die Küche gegangen bist?«

Sie kaute auf der Unterlippe. »Doch, ja, daran kann ich mich erinnern. Ich wollte Kaffee kochen.«

»Das hast du auch.«

»Ach ja?«

»Davon weißt du nichts mehr?«

»Nein.« Glenda hob ihren rechten Arm und hielt die Hand so, daß sie auch ihr Gelenk sehen konnte.

Sie erschrak, als sie plötzlich die roten Streifen entdeckte, die das Gelenk umschlossen. Dort hatte Suko hart zugegriffen, und erst jetzt sah sie die roten Streifen, dich sich auf der Haut abzeichneten.

Bevor sie eine Frage stellen konnte, bat ich sie, mir zuzuhören. »Ja, gut.«

»Du bist in die Küche gegangen«, wiederholte ich, »und du hast auch Kaffee gekocht. Du bist mit der Kanne aus der Küche gekommen, hast

dieses Zimmer hier betreten, aber du hast nicht nur die Kanne mitgebracht, sondern auch ein Messer.«

Sie blieb für einen Moment stumm. »Messer?« fragte sie.

»Ja, dort liegt es.« Ich deutete auf den Sessel, wo Suko das Souvenir abgelegt hatte.

Glenda verdrehte den Kopf und auch die Augen, um die Waffe sehen zu können. Sie atmete scharf die Luft ein, schwieg und schaute mich wieder an. »Rede weiter.«

Das tat ich. Und ich ließ dabei keine Einzelheit aus. Glenda war zum Glück stark genug, dies verkraften zu können. Sie unterbrach mich auch mit keinem Satz, aber Jane, Suko und ich sahen, wie sie sich schämte. Als Tränen in ihren Augen schimmerten, wischte ich sie mit meinem Taschentuch fort.

»Mein Gott«, sagte sie nur, »was habe ich da getan?«

»Nicht du bist es gewesen«, erklärte Jane. »Es war das, was in dir steckte.«

»Das Fremde, nicht?«

»Ja, das Bewußtsein.«

Glenda schauderte zusammen. »Also das Bewußtsein, das sich von diesem Dorian Durand gelöst hat und nun unterwegs ist.«

»So kann man es ausdrücken.«

Wieder richtete sie sich auf, und diesmal ließ ich es zu. »Und ich wollte Jane töten?«

»Ja.«

Sie schlug die Hände vor dem Gesicht zusammen. »Ich kann es noch immer nicht fassen.« Dann schüttelte sie den Kopf.

Jane Collins trat vor. Sie berührte mich an der Schulter. Ich verstand das Zeichen, machte ihr Platz, denn es war besser, wenn die Frauen jetzt unter vier Augen darüber sprachen. Jane konnte sicherlich andere Worte finden als ich.

Ziemlich bedrückt ging ich wieder zum Tisch zurück, gefolgt von Suko, der sich ebenfalls setzte und Shaos Hand auf der seinen spürte. Mir gegenüber saß Lady Sarah. Sie hatte den Schock ebenfalls verdaut und meinte mit leiser Stimme: »Das hätte ins Auge gehen können, John. Das war mehr als knapp.«

»Wie wahr.«

»Was willst du jetzt tun?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Das fremde Bewußtsein ist verschwunden, ich habe es vertrieben, aber es ist nicht weg. Ich könnte mir vorstellen, daß es uns auch weiterhin unter Kontrolle hält und aus dem Unsichtbaren heraus beobachtet.«

Die Horror-Oma nickte und schwieg.

***

ES war noch da!

ES schrie, obwohl man ES nicht hören konnte. Aber das gesamte Bewußtsein stand in Flammen. ES war unruhig geworden. ES hatte eine Niederlage erlitten. Man hatte ES vertrieben. Die andere Seite war plötzlich so stark geworden, und ES wußte, daß der nächste Angriff noch vorsichtiger geführt werden mußte.

ES war darauf vorbereitet. Und ES würde auch nicht aufgeben, das stand auch fest.

ES hatte sich zurückgezogen. ES schwebte im Nirgendwo. ES sah und wurde nicht gesehen, aber ES spürte die Aura der anderen sehr deutlich. ES brauchte ein neues Opfer, aber nicht mehr so wie bei dieser Frau, da gab es noch andere Möglichkeiten.

ES war flexibel!

Und ES würde den zweiten Teil des Plans in die Tat umsetzen…

***

Glenda und Jane waren nicht wieder an den Tisch zurückgekommen. Sie blieben nebeneinander auf der Couch sitzen wie zwei gute Freundinnen. Da hatten sie sich gegenseitig verziehen, und man mußte davon ausgehen, daß es Jane Collins als nächste erwischen konnte.

Die Detektivin stand auf. Sie blieb am Tisch stehen, die Arme auf die Decke gestützt. »Ich möchte euch etwas sagen«, begann sie und fuhr fort, als wir sie gespannt anschauten. »Es gibt gewisse Dinge, die sehr wichtig sind für mich. Daß ich durch Glenda sterben sollte, vergessen wir es, das war ja nicht sie, und sie begreift es mittlerweile auch. Aber ich denke da anders darüber, und zwar eben über dieses Bewußtsein. Es ist nicht vernichtet worden, das steht fest. Es befindet sich in unserer Nähe, das nehme ich auch an, es wird uns beobachten, davon gehe ich aus, und ich glaube sogar, etwas gespürt zu haben, als Glenda hinter mir mit erhobenem Arm und dem Messer in der Faust stand.«

»Gespürt?« fragte Lady Sarah, die nicht an sich halten konnte. »Was denn gespürt?«

Jane lächelte dünn. »Das möchte ich ja gerade erklären. Es kann nur ein schwaches Gefühl gewesen sein, das mich überkam, aber es war anders, als ich früher gedacht habe. Ganz anders, versteht ihr?«

»Nein«, sagten wir drei Unbeteiligten am Tisch wie aus einem Munde.

»Dann muß ich es anders versuchen, obwohl ich es auch nicht so recht begreife. Als ich Glenda neben mir sah, und ich sage jetzt auch bewußt spürte, da fiel mir noch etwas anderes auf, das nichts mit Glenda zu tun hat, sondern mit mir.« Sie zeigte auf sich, um es noch mal zu unterstreichen. »Ich habe da etwas gespürt, ich persönlich.«

»Wie und was?« fragte ich.

Jane setzte sich auf einen freien Stuhl. Sie schaute ins Leere. Hinter ihrer Stirn arbeitet es. »Tja, das ist so eine Sache«, murmelte sie. »Ich habe etwas tief in mir gespürt, ich will nicht mal Seele sagen, aber es gab doch eine Veränderung. Ich bekam so etwas wie einen Schlag, wie ein Drängen, als wäre etwas in mir erweckt worden. Habe ich mich einigermaßen verständlich gemacht?«

Ich zwinkerte ihr zu, was nicht lustig gemeint war. »Sollten es deine alten Kräfte, diese Rückstände gewesen sein, die sich da gemeldet haben oder aktiviert worden sind.«

»Genau das ist es, John. Meine noch immer latent vorhandenen Hexenkräfte.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Ich denke nur darüber nach, ob sie Glendas Angriff nicht abgewehrt hätten.«

»Das glaube ich nicht.«

»Bist du dir sicher, John?«

»Was heißt sicher? Ich kann dir nur sagen, daß das Risiko sehr hoch ist.«

»Da gebe ich dir recht.« Sie nickte. »Und weiter?«

»Du kennst mich, ihr kennt mich. Ich bin beileibe kein Mensch, der einem Risiko aus dem Weg geht. Ich lebe nicht, um ein Feigling zu sein. Ich kenne mein Schicksal, ich weiß, was hinter mir liegt, und ich kenne auch meine Aufgabe.«

»In diesem Fall?«

Sie legte mir eine Hand auf den Arm. »Darauf wollte ich gerade zu sprechen kommen, John.«

»Bitte.«

Sie schaute mir direkt ins Gesicht, dabei sahen ihre Augen aus wie kalte Laternen, die mit einem blaugrauen Licht gefüllt waren. »Dieser Fall ist für uns alle wichtig. Ich gehe mal davon aus, daß jeder von uns das Bewußtsein fangen will. Wir wollen also etwas in die Hände bekommen, das wir nicht sehen, das unsichtbar ist. Wenn man das jemandem erzählt, wird er uns für verrückt halten, denn das ist einfach unmöglich. Ich jedenfalls sehe es anders. Ich glaube daran, daß es mir gelingen wird, dieses Bewußtsein zu fangen.«

»Dir?« fragte ich.

»Du hast dich nicht verhört?«

Sarah wiegte nur ihren Kopf, hielt sich ansonsten zurück, und auch Shao und Suko mischten sich nicht ein, doch ihre Augen waren gespannt auf die Detektivin gerichtet.

»Weißt du auch die Lösung, oder kennst du den Weg dorthin?«

»Nein, nicht genau.«

»Aha.«

»Moment, John, nicht so voreilig. Ich denke, daß es die in mir

schlummernden latenten Hexenkräfte schaffen könnten, mit diesem Bewußtsein Kontakt aufzunehmen. Ich müßte es locken können.« Sie senkte ihre Stimme, als Hätten wir irgendwelche Zuhörer, die fremd waren. »Ich müßte es heranholen.«

»Das wird schwer sein.«

»Stimmt, Suko, das stimmt. Ich gebe auch zu, daß mich dieser Plan fasziniert. Ich komme nicht mehr von ihm los.«

»Aber du hast keine Basis«, warf ich ein.

»Doch!«

»Und welche?«

Jane klopfte mit dem nach unten gestreckten Zeigefinger auf den Tisch. »Ich muß nur herausfinden, wann sich uns dieses Bewußtsein nähert. Dann werde ich mich ihm entgegenstemmen, und zwar werde ich versuchen, meine Kräfte zu mobilisieren. Ich muß sie aus ihrer Lethargie hervorholen. Das kann ähnlich sein wie bei dir, John, wenn du das Kreuz aktivierst und deinen Gegner damit bekämpfst.«

»Aber das Kreuz ist doch etwas anderes.«

»Schon. Es ist ultimativer, und das weiß dieses Bewußtsein auch. Deshalb wird es sich auch hüten, dir zu nahe zu kommen. Glaube es mir, John. Ich könnte es bannen.«

»Du willst also, daß mit dir das gleiche geschieht wie mit Glenda.«

»Nein, soweit soll es nicht kommen. Ich will es nur festhalten - und, wenn möglich auch Informationen aus ihm herausholen. Gewissermaßen auf einer anderen Ebene. Geistig, versteht ihr?«

Sarah schaute mich an und meinte: »Ich kenne Janes Dickkopf und kann dazu nicht viel sagen. Wenn sie meint, daß sie es schafft, bitte.«

»Das habe ich mit meinem Widerspruch auch nicht gemeint«, sagte ich. »Mir geht es um andere Dinge. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sich Durands Bewußtsein ausgerechnet Jane aussucht. Vielleicht meidet es gerade sie, weil es ebenfalls spürt, daß sie eine Person ist, die nicht mit normalen menschlichen Maßstäben zu messen ist. Kann doch sein - oder?«

Lady Sarah lächelte mich an. »Du bist unsicher, wie?«

»Genau, das bin ich.«

»Ich auch.«

Ich drehte mich auf dem Stuhl und wandte mich Shao und Suko zu. »Was meint ihr denn dazu?«

Beide schauten relativ betroffen. »Tja«, murmelte Shao, »ich kann dazu nicht viel sagen, meine aber, daß John eher recht behält als du, Jane. Wenn ich dieses Bewußtsein wäre, würde ich mir auch eher einen ungefährlichen Körper aussuchen. Und davon stehen ja noch einige zur Wahl. Ich brauche mich nur hier umzuschauen.«

»Was meinst du, Suko?«

»Ich stimme Shao zu.«

»Ach«, wehrte Jane ab. »Ihr habt kein Vertrauen zu mir, verdammt noch mal!«

»So darfst du das beim besten Willen nicht sehen«, sagte ich. »Das Vertrauen besteht, nur solltest du unsere Bedenken nicht zur Seite wischen. Du kannst dem teuflischen Bewußtsein nicht empfehlen: Tu das, tu jenes. Du mußt abwarten, was es unternimmt. Es hat doch seine eigenen Pläne, was uns angeht. Suko und ich sind eigentlich seine vorrangigen Feinde. Wir haben den Fall aufgewühlt.«

»Und da John durch sein Kreuz geschützt ist, wird er möglicherweise versuchen, an mich heranzukommen!«

»Du sagst es«, unterstützte ich ihn.

Jane machte keinen Rückzieher, sondern entschied sich für einen Kompromiß. »Wir werden sehen, wie es läuft.« Sie stand auf und sagte: »Ich müßte mal für Königstigerinnen.«

»Du kennst ja das Bad.«

»Natürlich.«

Sie ging, und wir schauten ihr nach. Unsere Blicke waren sorgenvoll und skeptisch…

***

Als Jane Collins vor dem Waschbecken stand und ihre Hände in den kalten Wasserstrahl hielt, hatte sie für einen winzigen Moment den Eindruck, nicht mehr allein zu sein. Genau konnte sie es nicht sagen, denn dieser Eindruck war sofort wieder verschwunden. Sie hob den Kopf, schaute in den Spiegel und sah ihr Gesicht.

Zufrieden war sie damit nicht. Jane sah nicht gelöst aus. Die Spannung zeichnete sich deutlich unter den Augen ab und auch auf der Haut, die ihr grau vorkam.

Sie drehte das Wasser ab und griff zum Handtuch, um die Hände abzutrocknen. Dann schaute sie sich um und überließ den Blick dabei nicht allein dem Spiegel.

Das Bad war leer!

War es tatsächlich leer?

Sie war der einzige Mensch, aber hier wurde nicht gegen einen Menschen gekämpft, sondern gegen ein Geistwesen, gegen ein Bewußtsein, das unter einer teuflischen Macht stand, um Menschen so beeinflussen zu können, daß sie ihre Hemmschwellen überwanden und Dinge taten, an die sie sonst nicht gedacht hatten.

Töten!

Sie schluckte, hängte das Handtuch wieder über die Stange und lehnte sich rücklings gegen das Waschbecken.

War jemand da?

Jane hatte es noch nicht herausgefunden, aber sie merkte, daß mit der Zeit das andere Gefühl in ihr immer stärker wurde. Sie konnte nie

so recht beschreiben, wann und wie die Hexenkräfte aktiviert wurden, aber in diesem Fall tat sich etwas.

War es eine Werbung, die sie erreichte? Bezogen auf das Brennen, das in ihr hochstieg? Oder war es nur ein überscharfes Gefühl, eine schreckliche Einbildung?

Sie wußte es nicht, aber es hatte direkt etwas mit ihrem Kopf zu tun, wo sich der Druck so stark sammelte, daß er zu regelrechten Schmerzen wurde.

Aber auch sie konnte Jane nicht als direkte Kopfschmerzen bezeichnen, und sie dachte über eine andere Lösung nach. Es konnte etwas Fremdes sein, das versuchte, in ihr Hirn einzudringen und es zu übernehmen. Und so etwas gelang eigentlich nur einem anderen Geist, einem Bewußtsein eben.

Jane blieb im Bad stehen. Sie reckte sie wie jemand, der einen Sieg errungen hatte. Plötzlich wußte sie, daß sie mit ihrer Behauptung, das Bewußtsein locken zu können, recht gehabt hatte. Es kam zu ihr, es tastete sie ab, ohne schon in ihr Gehirn gedrungen zu sein und sie übernommen zu haben.

Aber kann ein Bewußtsein sprechen?

Oder waren es keine Worte, die sie in ihrem Gehirn hörte? Bildete sich Jane das alles nur ein?

Noch immer stand sie auf der Stelle, ohne mit den anderen Dingen zurechtzukommen. Sie wäre gern aus dem Bad gegangen, dies aber kostete sie eine gewisse Überwindung, zu der Jane momentan nicht fähig war.

»Du irrst dich«, hörte sie etwas in ihrem Kopf, das sich bewegte. Es war eine Stimme, allerdings nur undeutlich zu verstehen. »Ich weiß, was du vorhast, du wolltest mit mir und gegen mich kämpfen, aber das ist noch nicht möglich. Ich werde den Zeitraum bestimmen, ich allein, und dann werde ich dich vernichten.«

Die Stimme brach ab.

Erst jetzt merkte Jane, daß sie noch immer auf demselben Fleck stand. Sie wußte überhaupt nicht, ob irgendwelche Zeit vergangen oder die Uhr einfach angehalten worden war.

Wie dem auch sei.

Sie mußte raus aus dem Bad, das ihr plötzlich so klein vorkam.

Sie ging zur Tür.

Jane öffnete sie.

All dies kam ihr so fremd vor, obwohl es normale Dinge waren, die sie tat.

Die Tür war offen.

Und sie hörte den Fluch und den Schrei!

***

Jane befand sich im Bad, und wir hatten unsere Plätze am Tisch nicht verlassen. Dabei kamen wir uns vor wie die Akteure auf einer Bühne, die ihren Text noch nicht beherrschten und nicht so recht wußten, wie es weitergehen sollte. Aber einen Souffleur gab es nicht, wir mußten schon selbst die Initiative ergreifen.

Gegen wen?

Gegen etwas Unsichtbares?

So stimmte es, denn es gab einen Geist, der uns ans Leben wollte. Er würde uns manipulieren wollen. Er würde versuchen, uns zu übernehmen, bis auf eine Ausnahme, nämlich mich. Und damit war ich wieder in die Pflicht genommen. Ich konnte ihn vertreiben, aber ich war nicht in der Lage, eine Vorsorge zu treffen und ihn schon vor einer Attacke aufzuspüren. Das würde mir leider nicht gelingen.

Das Bewußtsein war schlau. Es würde mich umkreisen, es würde nie direkt versuchen, mich anzugreifen, leider nicht, denn so bekam ich auch nicht die Gelegenheit, ihm direkt gegenüberzustehen.

Glenda Perkins hielt es in ihrer Einsamkeit nicht aus. Sie stand von der Couch auf und kam zu uns.

Wir schauten ihr entgegen, während sie den Kopf schüttelte.

»Es ist für mich noch immer unbegreiflich«, sagte sie leise und nahm neben Lady Sarah Platz. »Und schlimm ist auch, daß ich mich aus eigener Kraft nicht habe befreien können.« Sie drückte ihre Fäuste gegen die Stirnseiten. »Könnt ihr das verstehen?«

»Sicher«, sagte Shao.

»Es war alles anders. Die Erinnerung ist einfach gelöscht worden. Ich weiß ja von nichts.« Sie lachte, und es klang wirklich nicht echt. »Ich weiß von gar nichts mehr. Ich ging in die Küche, kehrte zurück, tja, und ich wollte Jane killen.« Sie schaute starr über den Tisch. »Ich weiß nicht, wie ich die Schublade aufgezogen habe und das Messer hervorholte.« Sie warf einen scheuen Blick auf die Klinge.

Mich erinnerte es daran, das Messer wegzubringen. Ich stand auf und schaffte es wieder in die Küche. Als ich zurückkehrte, sah ich die Horror-Oma, wie sie über Glendas Hand strich, leise auf sie einredete, um sie so zu beruhigen.

Suko hatte bisher nichts gesagt. Er saß auf seinem Stuhl wie eine Statue. Er kümmerte sich auch nicht um Shao und kam mir in seiner Haltung schon autistisch vor.

Ich runzelte die Stirn. Dabei überlegte ich, ob es Sinn hatte, meinen Freund anzusprechen, zögerte damit, weil ich mir erst sicher sein wollte.

Suko blieb still. Auch die Haltung veränderte sich nicht, und jetzt bemerkte es Shao auch.

»He, Suko, was ist los?«

Er ließ einige Sekunden verstreichen, um dann den Kopf zu

schütteln. »Was soll los sein?« fragte er dann.
»Ich will wissen, was bitte…«
»Nein«, sagte er leise, »nein!«
»Wie meinst du das?«
»Ich kann es nicht fassen. Ich, ich…« Er stemmte sich plötzlich hoch, fiel wieder zurück und zerrte plötzlich den Ärmel des Pullovers in die Höhe.
Zum Vorschein kam sein nackter Arm.
Wirklich ein nackter Arm?
Jeder von uns sah es, und wir bekamen große Augen. Der Arm war nicht völlig nackt.
Dicht unter dem linken Handgelenk zeichnete sich etwas ab, das wie eine Tätowierung aussah.
Es war aber keine.
Es war ein Maul, ein Mund, weit aufgerissen und zwei Zahnreihen präsentierend.
Es war der Fluch, und er hatte in das Fleisch eine tiefe Lücke gerissen…

***

Kein Tropfen Blut quoll hervor. Es war die Lücke da, der Umriß, die tiefe Wunde, die wirkte, als wäre sie hineingeschält worden, und Suko verspürte wahrscheinlich auch keine Schmerzen, denn nichts in seiner äußeren Reaktion deutete darauf hin.
Er schrie nicht.
Er stöhnte nicht.
Er saß nur da und keuchte mit offenem Mund.
Lady Sarah konnte nicht mehr an sich halten. Sie mußte einfach fluchen, und über Shaos Lippen war ein Schrei des Erschreckens gedrungen. Sie rückte von Suko ein wenig ab, aber sie machte keinen ängstlichen Eindruck, sondern eher den einer Frau, die nach einer Möglichkeit suchte, helfen zu können.
Suko hatte den Arm angewinkelt und ihn mit dem Ellbogen auf den Schreibtisch gestützt. Seine Hand zuckte, schloß sich aber nicht zur Faust, sondern blieb ausgestreckt.
Er hielt sich verdammt gut. Kein Laut der Beschwerde drang aus seinem Mund, obwohl er litt und etwas spürte, denn auf seiner Stirn hatten sich Schweißperlen gebildet.
Ich bekam von der Seite her mit, daß Jane Collins wieder zurückgekehrt war, aber nicht eingriff, sich auch nicht an den Tisch setzte, sondern stehenblieb und aus sicherer Entfernung beobachtete, was da am Tisch geschah.
Wir mußten mit allem rechnen. Glendas Veränderung hatte uns ja bewiesen, wozu ein veränderter Mensch fähig war. Und Sukos Kräfte

waren größer als die unserer Sekretärin. Es würde schwerer sein, ihn zu stoppen, wenn er durchdrehte.

Noch hatte er nichts getan, und deshalb sprach ich ihn an. Es war zumindest ein Versuch. Die Worte waren behutsam formuliert, sie klangen auch nicht aggressiv, und es war eine sehr simple Frage, die ich stellte. »Wie geht es dir, Suko? Wie fühlst du dich?«

Er bewegte sich nicht. Auch in seinen Augen entdeckte ich keine Reaktion auf meine Frage.

»Hast du mich gehört?«

Seine Lippen zuckten. Dann öffnete er sie, und zugleich bewegte sich auch der Mund auf seinem Arm. »Mir geht es gut, mir geht es ausgezeichnet. Ich kann ihn zerfressen, deshalb geht es mir so gut.« Die Antwort endete in einem kalten Lachen und hatte bei uns Schauer hinterlassen.

Da hatte nicht mehr Suko gesprochen, das war die Stimme einer fremden Person gewesen, eines Geistes, einer Manipulation, die Suko umfangen hielt. Ich konzentrierte mich auf den Ausdruck in seinen Augen. Sahen sie anders aus als sonst? Malte sich dort vielleicht auch etwas ab, das auf diese Manipulation hinwies?

Ich konnte nichts erkennen. Die Augen wirkten auf mich, sie waren leer, das Bewußtsein hatte meinen Freund übernommen, und ich hatte auch seine (Sukos) Worte nicht vergessen. Da war das Wort zerfressen gefallen.

Ich erinnerte mich daran, was mir Jane und Sarah berichtet hatten. Beide waren Zeugen gewesen, wie das Buch zerfressen worden war. Das Maul hatte es regelrecht zerknackt. So stand zu befürchten, daß auch Suko einmal von innen zerfressen wurde.

Soweit durfte es nicht kommen!

Glenda hatte ich mit dem Kreuz von ihrem tödlichen Bewußtsein befreien können. Bei Suko mußte ich das gleiche versuchen. Ich hatte meinen Talisman nicht um den Hals gehängt, sondern ihn kurzerhand in die Tasche gesteckt, wo er für mich greifbar war.

Meine Hand glitt unter den Tisch, sie war nicht zu sehen für die anderen, die Fläche strich über das rechte Hosenbein, sie näherte sich der Hosentasche, und wahrscheinlich hatte nicht nur ich den Eindruck, daß die Zeit stehengelieben war.

Eingefroren…

»Nicht, John…«

Jane Collins hatte nicht sehr laut gesprochen, aber in der herrschenden Stille waren die beiden Worte deutlich zu hören gewesen. Meine Hand lag still, ich hob den Blick, um Jane anzuschauen, und erkannte, daß sie es ernst meinte.

»Laß mich es tun.«

»Was?«

»Ich will Kontakt haben. Ich spüre, daß ich es kann. Die alten Kräfte in mir. Die Hexenkräfte. Ich merkte, daß sie sich gelöst haben. Da ist etwas, gegen das ich ankommen kann. Ich will den Kontakt aufnehmen. Ich möchte es einfach. Bitte, tu mir den Gefallen! Ich brauche es.«

»Du kennst das Risiko?«

»Dessen bin ich mir bewußt!«

Mein forschender Blick traf Suko. Er hatte sich nicht bewegt. Noch immer stemmte er den Ellbogen auf die Tischplatte und hatte den Arm so gedreht, daß wir alle direkt gegen das Maul schauen konnten. Es war so weit wie möglich aufgerissen. Die Lippen hoben sich in ihrem dunkleren Farbton deutlich von der Hautfarbe ab. Auf Sukos Stirn hatte sich der Schweiß gesammelt. Aus kleinen Tropfen waren große geworden, und sie befanden sich auf dem Weg nach unten. Wie kleine Perlen rollten sie an der Haut entlang.

»Was willst du denn tun, Jane?«

Sie war einen Schritt näher an den Tisch herangetreten. »Ich weiß es noch nicht. Ich weiß nur, daß ich etwas tun muß. Es wird sich alles ergeben, denke ich.«

Ich bewegte meine rechte Hand wieder und schob sie in die Hosentasche, wo das Kreuz steckte.

Dann fühlte ich das kühlere Metall, aber auch die leichte Wärme, die wie in Strömen darüber hinwegzuckte. Es tat gut, es war beruhigend, wunderbar…

Aber half es auch?

Jane schaute mich an. Ich nickte ihr zu, um sie damit zu beruhigen. »Versuche es.«

»Danke.«

Sie kam noch näher und war voll konzentriert. Ihre Augen hielt sie ausschließlich auf ein Ziel gerichtet, nämlich Sukos auf dem Tisch stehenden und verdrehten Arm.

Sie wollte das Gesicht!

Ich dachte darüber nach, wie das Bewußtsein es geschafft hatte, dieses Maul zu hinterlassen. Soviel wir wußten, drang es in einen Gegenstand ein, das war ja okay, es hätte Sukos Arm übernehmen können, aber als Erbe ein Stück Gesicht zu zeigen, das war schon außergewöhnlich. War das Bewußtsein nicht nur geistig oder feinstofflich, sondern noch etwas anderes? Durchaus möglich, nur war jetzt nicht die Zeit, darüber nachzudenken. Ebenso gespannt wie ich schauten auch Shao, Glenda und Lady Sarah zu, was Jane vorhatte.

Mit dem letzten Schritt war sie dicht an den Tisch herangetreten. Sie sprach Suko leise an. Er reagierte nicht, obwohl er seinen Namen bestimmt gehört hatte. Der Mund blieb stumm, das Gesicht starr.

Jane beugte sich ihm entgegen. Bisher hatte sie ihre Arme ruhig

gehalten. Das änderte sie jetzt, denn sie streckte beide vor und zielte damit auf Sukos veränderten Arm. Langsam spreizte sie die Hände, und in uns wuchs die Spannung ebenfalls.

Noch immer stellte ich mir die Frage, ob ich richtig gehandelt hatte, doch es hatte einfach keinen Sinn, wenn ich jetzt anfing zu zweifeln.

Jane berührte Sukos Arm…

Allerdings nicht dort, wo sich das aufgerissene Maul abzeichnete, sondern weiter höher, zwischen Ellbogen und dem Mund. Sie legte beide Hände um den Arm, bewegte sie nicht, sondern ließ sie dort liegen.

»Spürst du was?« hauchte ich.

»Nein…«

»Tatsächlich nicht?«

»Nein, wenn ich es dir doch sage.«

»Wie fühlt sich die Haut an?«

»Normal«, antwortete Jane gedehnt, um sich sehr schnell zu korrigieren. »Nein, eigentlich nicht mehr so normal, eher etwas angewärmt, und diese Wärme strahlt von dem Gesicht ab, glaube ich.«

»Was willst du tun?«

»Bitte, John, ich möchte mich auf mich konzentrieren, auf meine Kräfte. Ich will versuchen, den anderen zu bekämpfen.«

»Gut.« Ich hielt meinen Mund, denn ich wollte Jane nicht ablenken. Es fiel mir natürlich nicht leicht, ebenso, wie es Shao Schwierigkeiten bereitete, stillzusitzen. Es war ihr anzusehen, wie stark sie mitlitt, aber sie riß sich zusammen und schaute ebenfalls zu, wie Jane ihre Hände streichelnd nach oben bewegte, bis hin zu diesem weit aufgerissenen Maul, das nur darauf zu lauern schien, die Finger endlich schnappen zu können.

Das war nicht der Fall. Es blieb weiterhin offen, und es blieb auch stumm. Keiner von uns hatte sich getraut, eine weitere Frage zu stellen.

Auch die Horror-Oma schaute fasziniert zu. Irgendwie war ich auch froh, daß es sie nicht erwischt hatte, denn Suko war immerhin jemand, der schon einiges durchgemacht hatte.

Janes Finger gerieten in die Nähe der Unterlippe. Mit zwei Kuppen fuhr sie darüber hinweg, und ihre Augenbrauen zogen sich dabei etwas zusammen. »Sie ist kalt«, murmelte Jane. »Die Lippe ist kalt. Mehr spüre ich nicht.«

»Hast du keinen Kontakt zu dem Bewußtsein bekommen?« wollte ich wissen.

Sie schüttelte den Kopf.

»Und nun?«

»Laß mich es machen, John…«

»Schon gut.«

Sie umfuhr mit den Fingerkuppen das Maul. Nach wie vor bewegte es sich nicht. Es blieb starr und offen. Mir fiel ein, daß es von zerfressen gesprochen hatte, doch derartige Anstalten traf es nicht.

Nicht das geringste Zucken war zu spüren, und Jane Collins mußte eigentlich enttäuscht sein.

Ich bewegte die rechte Hand in der Hosentasche. Meine Faust umschloß das Kreuz. So leise wie möglich zog ich es hervor. Ich wollte einfach gewappnet sein, wenn etwas passierte, und Jane hatte sich endlich überwunden, als sie den Arm zur Seite drückte, um ihn aus seiner ursprünglichen Position zu bekommen.

In diesem Moment geschah es.

Das Maul schnappte zu.

Und Suko schrie auf!

***

Plötzlich war alles anders. Aus der Fleischwunde spritzte Blut über den Tisch. Auf der Decke und dem Geschirr zeichnete sich bald ein unregelmäßiges Tropfenmuster ab.

Der Arm zuckte, Suko schlug plötzlich um sich. Ich sah auch, wie sich das Maul bewegte, es wollte meinen Freund tatsächlich fressen.

Jane fuhr zurück.

Ich warf mich quer über den Tisch, und diesmal griff ich mit dem Kreuz ein. Mit der linken Hand kriegte ich Sukos linken Arm zu fassen, drückte ihn dem Tisch entgegen, und dann zischte es auf, als das Kreuz das Maul erwischte.

Das Gesicht verschwand. Es sah so aus, als hätte es sich in Rauch aufgelöst oder wie ein Bild, das jemand mit heftigen Bewegungen ausschraffiert hatte.

Es war weg!

Und Sukos Arm lag vor mir. Ich schaute auf die schmale Wunde, die aussah, als hätte er sich mit dem Messer geschnitten. Aus der Wunde quollen die Tropfen, um auf seiner Haut entlangzulaufen.

Danach saugten sie sich in der Tischdecke fest.

Shao war aufgesprungen. »Ich hole Verbandszeug und Pflaster.« Sie verschwand in meinem Bad, wo sie sich ebenfalls auskannte.

Ich lag noch immer halb über dem Tisch, hielt Sukos jetzt wieder normale Hand fest und hatte den Blick erhoben, um in sein Gesicht zu schauen, in dem sich eine Verbissenheit abzeichnete und auch Wut in den Augen zu lesen war.

»Okay?« fragte ich ihn.

»Bis auf die Schmerzen.«

Ich grinste säuerlich. »Es hätte schlimmer sein können, viel schlimmer sogar.«

»Ich weiß.«

»Dann weißt du auch, was passiert ist?«

Er wollte mir eine schnelle Antwort geben, was er aber nicht schaffte, denn er senkte den Blick.

»Nein, John, ich weiß nicht mehr genau, was passiert ist.«

»Das ist jetzt auch egal«, sagte Shao, die mit Pflaster und Verband zurückgekehrt war. Sie stellte den kleinen Kasten auf den Tisch, den Deckel hatte sie bereits hochgeschoben, wühlte darin herum und fand ein Stück Pflaster, das lang genug war.

Zuvor reinigte sie die Haut um die Wunde herum mit einem weichen, faserfreien kleinen Tuch, dann klebte sie das Pflaster fest, und Suko bedankte sich mit einem Lächeln bei Shao, bevor er sich auf seinem Stuhl zurücklehnte und froh war, wieder bequem sitzen zu können.

Das Maul war verschwunden und damit auch das Bewußtsein. Aber woher war es gekommen? Diese Frage beschäftigte mich mehr, als ich zugeben wollte. Es mußte da etwas geben, das wir noch nicht kannten. Dieser Mund hatte ausgesehen wie der eines Menschen, und mir schossen die verrücktesten Gedanken durch den Kopf, die sich dabei um das Stehlen eines menschlichen Mundes drehten.

So abwegig waren sie nicht, wenn ich mir vorstellte, was dieses Bewußtsein alles konnte. Es suchte sich einen Gegenstand aus, um ihn zu übernehmen. In diesem Fall den Mund eines Menschen, der in einem Gesicht fehlen mußte.

Mir wurde heiß und kalt zugleich, als ich daran dachte. In meiner Vorstellung sah ich einen Menschen, der ohne Mund existierte, schreiend, verletzt und blutend.

Was war der Sinn der Sache?

Ich kam damit nicht zurecht. Überhaupt hatte ich den Eindruck, daß uns dieses Bewußtsein des längst verstorbenen Dorian Durand immer einen Schritt voraus war.

Zweimal hatte er angegriffen; zweimal hatte er einen Fehlschlag erlitten. Seinen Haß würde der Geist sicherlich zügeln oder in andere Bahnen lenken und es beim dritten Angriff raffinierter anstellen. Diese Sorge beschäftigte mich, und während ich in die Gesichter meiner Freunde schaute, konnte ich mir vorstellen, daß sich ihre Gedanken um dasselbe Thema drehten.

Keiner wollte so recht darüber reden, und so fragte ich Suko, wie er die Veränderung erlebt hatte.

Er überlegte einen Moment und schaute dabei auf seinen Arm mit dem Pflaster. »Das ist schwer, sehr schwer sogar. Ich war ja plötzlich von der Rolle. Dieser Angriff, mit dem ich zwar gerechnet hatte, erfolgte blitzschnell. Da hatte es mich auf einmal gepackt. Auf einmal war ich nicht mehr derselbe. Ich kam mir vor wie jemand, der zwar noch vorhanden war, aber nicht mehr lebt.«

Ich nickte.

Dann fragte Shao ihn. »Hast du sonst nichts bemerkt?«
»Ich?«
»Na ja«, gab sie zu, »es war jemand da, der gesprochen hat.«
»Aus meinem Mund?«
»Du hast ihn bewegt!«
Suko blickte mich an, als wollte er eine Bestätigung dieser Worte bekommen. »Shao hat nicht ganz recht. Als die Worte fielen, da bewegten sich Münder. Dein richtiger und auch der auf dem Arm. Wir glauben aber, daß die Worte aus dem anderen gedrungen sind.«
»Was habe ich denn gesagt?« Die Worte hatten gepreßt geklungen, als fürchtete sich Suko vor der Antwort.
Ich mußte es ihm sagen und hielt mit der Wahrheit auch nicht zurück. Er erbleichte. »Fressen, John? Habe ich wirklich davon gesprochen?«
»Ja.«
»Das kann ich nicht begreifen. Ich würde mich doch niemals selbst dazu hinreißen lassen und…«
Ich schüttelte den Kopf. »Das bist du auch nicht gewesen, Suko. Das war ES!«
»Das Bewußtsein also.«
»Klar.«
»Und ich bin wehrlos.«
»Wie auch wir, außer John«, fügte Lady Sarah hinzu. »Es sieht noch immer nicht gut für uns aus. Das Bewußtsein ist nach wie vor vorhanden und nicht zerstört worden.« Sie senkte den Kopf und zeichnete mit dem Finger einen Kreis auf die Tischdecke. »Wobei ich mich mittlerweile frage, ob wir es überhaupt in den Griff bekommen oder einfach einfangen können. Ich habe da so meine Zweifel.« Sie hob wieder den Kopf an und starrte mir ins Gesicht. »Oder, John?«
Meine Antwort bestand aus einem Anheben der Schultern. Es war ehrlich gemeint, denn auch ich wußte nicht, wie es weitergehen sollte. Da war guter Rat wirklich teuer.
»Also müssen wir warten«, sagte Glenda. »Darauf warten, daß uns das Bewußtsein wieder attakkiert. Aber wen erwischt es als nächsten. Sarah Shao oder Jane?«
Die Detektivin fühlte sich natürlich angesprochen. »Ich habe es gespürt, Glenda.«
»Wo denn?«
»Als ich im Bad war, da merkte ich, daß es sich in meiner Nähe befand. Man schickte mir gewissermaßen eine innere Warnung zu. Ich weiß, es klingt nicht eben logisch, aber es sind meine latent vorhandenen Hexenkräfte gewesen, denen es gelang, mich aufzuspüren. Vielleicht habe ich das Bewußtsein auch aufgespürt. Ich habe, wenn es denn stimmt, einen besonderen Sensor, der in diese

Richtung weist.«
»Dann könntest du es vielleicht herlocken, Jane.«
Da war sie sich nicht sicher. »John, das kann ich dir nicht versprechen. Du darfst nicht vergessen, daß das Bewußtsein eigenständig ist. Es wird seinen eigenen Weg gehen, die eigenen Pläne verfolgen, und es wird einen Teufel tun, so zu reagieren, wie ich oder wie wir es gern hätten. Nein, daran glaube ich nicht.«
»Da kannst du recht haben.«
»Jedenfalls wird der dritte Angriff nicht mehr harmlos sein«, resümierte Suko, »wobei ich die beiden ersten auch nicht als harmlos einstufe. Aber es wird sich etwas einfallen lassen.«
»Was denn?« murmelte Glenda.
»Frag mich was Leichteres.«
»Ihm stehen doch alle Möglichkeiten offen«, sagte Lady Sarah. »Wenn wir darüber nachdenken, müßten uns eigentlich die Haare zu Berge stehen. Für mich ist es wahrlich kein Spaß mehr. Das Bewußtsein muß gestoppt werden, und du, John, bist durch dein Kreuz als einziger dazu in der Lage. Nicht wir.«
»Dann müßte ich es fangen.«
»Tu es.«
»Womit?«
»Beschwörung?« fragte Suko. »Ob wir es vielleicht beschwören können. Anlocken und…«
»Womit denn? Wenn wir einen derartigen Versuch starten würden, dann müßten wir gewisse Voraussetzungen erfüllen. Wir brauchten Beschwörungsformeln, die es unter Umständen geben mag, die uns jedoch nicht bekannt sind. Vielleicht hätte ich sie in den beiden Büchern finden können, die in dem Teich liegen. Das ist vorbei. Ihn auf diese Art und Weise zu bekommen, wird uns nicht gelingen.«
»Das befürchte ich auch«, meinte Shao.
»Und was ist mit den Höllensöhnen?« hakte Suko nach. »Es gibt sie, das wissen wir. Du brauchst nur an Don Farell zu denken, John.«
»Das war der einzige Name.«
»Stimmt auch wieder. Meiner Ansicht nach haben wir etwas vergessen.«
»Und was?« fragte ich.
»Wir hätten uns stärker mit dem toten Farell beschäftigen sollen. Und zwar mit seinem Vorleben. Ich sehe das zumindest so. Ihr nicht?«
»Wird schwierig sein«, gab ich zu.
»Klar, aber wir haben bisher seine Wohnung noch nicht durchsucht, obwohl wir es uns vorgenommen hatten. Ich kann mir vorstellen, daß wir dort einen Hinweis auf die anderen Mitglieder dieses verfluchten Clubs finden. Nicht unbedingt eine Liste mit Namen, aber doch eine schwache Spur, die es lohnt, verfolgt zu werden.«

»Da stimme ich Suko zu«, sagte Lady Sarah. »Ihr solltet dies so schnell wie möglich in die Tat umsetzen.«

Ich schaute die Horror-Oma nachdenklich an. »Sollen wir alle zu seiner Wohnung hinfahren?«

»Warum? Der Fall geht nur euch beide etwas an…«

»Da hast du schon recht. Aber können wir euch schutzlos hier zurücklassen?«

»Das ist in der Tat ein Problem«, gab sie zu, »und nicht mal ein kleines.«

»Ich würde das Risiko auf mich nehmen!« erklärte Jane.

»Warum?«

»Das will ich dir sagen, John. Meiner Ansicht nach gibt es zwei Gründe. Zum einen habe ich das Gefühl, mich gegen das Bewußtsein wehren zu können, ja, ich schaffe es. Das Erlebnis im Bad hat es mir deutlich gemacht. Dem Geist ist es nicht gelungen, die Kontrolle über mich zu bekommen. Ich habe mich nicht verändert. Das ist der eine Grund.«

»Auf den zweiten bin ich noch gespannter«, sagte ich lächelnd.

»Kannst du auch, John. Ich gehe davon aus, daß uns das Bewußtsein des Dorian Durand verfolgt. Und wenn es feststellt, daß neue Aktivitäten anlaufen, wird es sich um die Personen kümmern, die diese Aktivitäten ins Leben gerufen haben. Das seid ihr beide letztendlich. Es kann sein, und ich gehe sogar davon aus, daß es sich an eure Fersen heftet, um euch unter Kontrolle zu halten.«

Jane Collins und auch die anderen erwarteten von mir eine Antwort. Mit der ließ ich mir allerdings Zeit.

»Ich finde den Plan nicht schlecht«, sagte Shao.

Lady Sarah nickte ebenfalls zustimmend, nur Glenda hielt sich zurück und schwieg.

Ich wußte ja, daß wir etwas unternehmen mußten. »Das ist zwar alles theoretisch und…«

»Es kann aber zu einer Praxis werden, John. Wir müssen etwas wagen. Laß uns hier zurück. Du und Suko, ihr fahrt zu dieser Wohnung oder Don Farells Haus, dann sehen wir weiter.«

Mein Blick glitt hin zum Fenster, hinter dem sich die Schneegespenster bewegten. Die Flocken rieselten noch immer.

»Wir nehmen meinen BMW«, sagte Suko. »Ich habe ihn mit Winterreifen ausgerüstet.« Die Bemerkung sagte mir, daß sich der Inspektor längst entschlossen hatte.

»Okay«, stimmte ich zu, »versuchen wir es.«

»Kennt ihr die Adresse?« fragte Shao.

Suko nickte. »Die habe ich mir besorgt. Er wohnt nicht in dem Haus, in dem sich das Studio befindet. Wir müssen in den Süden von Belgravia fahren.«

»Dann los! Worauf wartet ihr noch?«
Suko und ich standen gemeinsam auf. Mein Freund bewegte probehalber seinen linken Arm. Er winkelte ihn an, streckte ihn und sah zufrieden aus.
»Keine Behinderung mehr?« fragte ich.
»Kaum noch.«
»Dann auf in den Kampf…«

***

Der Schnee knirschte unter den Reifen des BMW, als wir vor dem Haus in Belgravia stoppten. Es hatte sich angehört, als würde Glas allmählich zerbrechen. Noch arbeiteten die Wischer, und ihr leises Flappen drang gedämpft an unsere Ohren.
Suko, der den Wagen durch das Schneetreiben gelenkt hatte, sagte mit leiser Stimme: »Da wären wir.«
Wir blieben noch sitzen. Das Haus lag auf der rechten Seite. Ich schaute an Suko vorbei und konnte kaum etwas erkennen, weil in dem Vorgarten keine Lampe brannte. Eine Laterne gab es zwar, die aber stand weiter hinten.
Vom Haus selbst sahen wir nicht viel. Nur die Umrisse zeichneten sich schwach ab. So konnten wir zumindest erkennen, daß es nicht besonders groß war. Es wirkte im Schneetreiben wie ein dichter, kompakter Schatten.
»Aussteigen.«
Ich nickte und dachte daran, daß wir ziemlich lange gebraucht hatten, um das Ziel zu erreichen. Der Schnee war tatsächlich in den Straßen liegengeblieben und hatte auf dem Untergrund eine pappige Schicht gebildet. Sie reichte uns bis zu den Knöcheln. Wenn wir den Wetterprognosen trauen konnten, würde er allerdings noch im Laufe der Nacht in Regen übergehen. Weiße Pracht ade!
Ein Stück Mauer erschien vor uns, das von einem kleinen Tor unterbrochen war. Es war zu, aber nicht abgeschlossen. Suko konnte das Eisengestell aufdrücken, und mit der unteren Seite schabte es durch den Schnee, ein Stück eines Kreises zurücklassend.
Ein Weg war durch den hohen Schnee nicht zu erkennen. Der Garten lag in einem jungfräulichen Weiß.
Wir hinterließen Spuren. Kein Hund bellte, auch in der Nachbarschaft war unsere Ankunft nicht bemerkt worden, denn die anderen Häuser standen weiter entfernt.
Um uns vor den kalten Kristallen zu schützen, hatten wir die Kragen der Jacken hochgestellt. Der Atem dampfte vor unseren Lippen. Es war still, denn der Schnee schluckte viele Geräusche.
Wir näherten uns dem Haus. Schattenhaft zeichnete sich dort ein klobiger Gegenstand ab, eine Treppe, die hoch zum überdachten

Eingang führte. Nur auf den unteren beiden Stufen lag der Schnee, die andern Stufen waren frei.

Wir hatten Fenster gesehen, die wie tote, viereckige Augen wirkten. Es brannte kein Licht, das Haus wurde von der Dunkelheit geschützt und stemmte sich gegen den fallenden Schnee.

Vor der Tür blieb ich stehen und umfaßte mit der rechten Hand den Knauf. Ich versuchte ihn zu drehen, was mir nicht gelang, die Haustür war natürlich verschlossen, ich hatte es eben versuchen wollen.

Suko hielt seine Lampe bereits in der Hand. Den Strahl richtete er auf das Schloß, das etwas hervorstand.

»Schaffst du es?«

»Sieht böse aus.«

»Zu schwer, um es zu knacken?«

»Jedenfalls mit meinen Mitteln.«

»Dann schlagen wir eine Scheibe ein.«

»Warte noch.« So schnell wollte mein Freund nicht aufgeben. Er versuchte es mit seinem Besteck, aber er kam nicht durch. »Sorry, aber das packe ich nicht«, entschuldigte er sich.

»Gut, versuchen wir es auf meine Weise.«

Im Vorgarten suchten wir unter dem Schnee nach einem passenden Stein und hatten ihn auch bald gefunden. Als dicker Klumpen lag er in meiner Hand.

Ich wollte den Aufprall gegen die Scheibe etwas dämpfen und umwickelte ihn mit einem Taschentuch.

Die unteren Fenster lagen ziemlich hoch. Ich mußte den Stein schon werfen, um die Scheibe zu zertrümmern.

Mit der Beretta hätte ich nicht zuschlagen können. Trotz des hochgereckten Arms wäre die Scheibe zu weit von mir entfernt gewesen.

Zwei kleine Schritte trat ich zurück. Ein kurzes Zielen, dann flog der umwickelte Stein auf die Scheibe zu und durchbrach sie. Es klirrte zwar das brechende Glas, aber das Geräusch war nicht so laut, als daß es hätte von irgendwelchen Nachbarn gehört werden können.

Wir konnten einsteigen.

Ich machte den Anfang und war froh über die breite Außenseite der Fensterbank, auf der ich mich abstützen konnte. Zwar mußte ich sie erst an gewissen Stellen vom Schnee befreien, danach hatte ich festen Halt gefunden und wurde zugleich von Suko unterstützt, der mir seine Schultern als Standplatz angeboten hatte.

Mit dem Griff der Beretta schlug ich einige Scheibenstücke aus dem Rahmen, um einer Verletzungsgefahr vorzubeugen, dann duckte ich mich und kletterte ins Haus.

Ich wartete einige Sekunden ab. Erst als ich sicher war, daß sich nichts tat, drehte ich mich um, streckte den Arm nach draußen, um

Suko hereinzuhelfen.

Geschmeidig stieg er in das Zimmer und blieb neben mir stehen. Im Haus war es beinahe so kalt wie draußen. Es gab keine Heizung.

Stille umgab uns.

»Ich denke, wir sollten das Licht einschalten«, sagte mein Freund. »Okay.«

Im Licht seiner kleinen Lampe bewegte sich der Inspektor durch den Raum und fand neben einer Tür den Schalter. Unter der Decke erhellte sich ein kleiner Kronleuchter. Da die Decke dieses Altbaus sehr hoch war, paßte auch der Kronleuchter.

Wir schauten uns im Zimmer um.

Es war ein Raum, in dem geschlafen wurde. Zwei getrennt voneinander stehende Betten wiesen darauf hin. Ein Schrank war ebenfalls vorhanden, auch eine Kommode. Eine gelbliche Tapete klebte an den Wänden, und die Bilder wirkten verstaubt.

»Ich denke nicht, daß wir hier etwas finden können«, sagte mein Freund. Er war schon auf dem Weg zur Tür.

In einer kleinen Halle standen wir wieder beisammen. Wir hatten auch das Glück, daß von dieser Halle aus verschiedene Türen zu den entsprechenden Zimmern abzweigten. Etwa in der Mitte führte eine dunkle Treppe in das obere Stockwerk.

Unsere Schuhe standen auf einem normalen Holzboden. Wir sahen keinen Teppich. Ein alter Kanonenofen stand an der Wand wie zur Dekoration. Sein langes Rohr verschwand in einem Loch.

Ansonsten gab es keine Einrichtungsgegenstände, bis auf einen Teil der Wand, der mit dunklem Holz verschalt war. Ich lenkte meine Schritte dorthin. Als Lichtquellen dienten uns nur das Licht unserer kleinen Leuchten. Der helle Strahl, den ich vor mir herschob, blinkte plötzlich auf, als er einen Schlüssel erfaßte, der zu einer Schranktür gehörte. Als ich sie wenig später öffnete, strömte mir von den alten Kleidungsstücken ein muffiger Geruch entgegen.

»Soll ich Licht machen, John?«

»Ja, tu das.«

In der Halle wurde es hell. Das Licht strahlte auch hinein in den offenen Wandschrank, in dem nur alte Kleidungsstücke hingen und nichts für uns Relevantes aufbewahrt wurde oder was unseren Verdacht bekräftigt hätte.

Ich wühlte die Kleidungsstücke zur Seite, aber es gab keine Falltür in die Tiefe und auch nicht die Tür zu einem Geheimgang an der Rückseite des Schranks.

Alles war normal.

Ich schloß die Tür wieder und drehte mich um. Suko war in der Zwischenzeit nicht untätig geblieben. Er hatte einige Zimmertüren geöffnet und in den Räumen das Licht eingeschaltet. Er durchsuchte

sie schnell und fand sie menschenleer, wie er mir mitteilte.

»Hast du ein Arbeitszimmer gesehen?«

»Nein.«

»Wo könnten irgendwelche Unterlagen aufbewahrt worden sein, falls es sie gibt?«

»Das Haus hat mehrere Etagen, John. Vielleicht müssen wir auch hier unten die Schränke durchsuchen. Soll ich…?«

»Nein, bleib mal bei mir, das ist sicherer.«

»Ja, Daddy.«

Wir grinsten beide, denn wir wußten ja, wie es gemeint war. Nebeneinander stiegen wir die Treppe hoch, deren dunkle Holzstufen manchmal unter unserem Gewicht ächzten, als wollten sie sich beschweren, daß zwei Menschen über sie hinweggingen.

Ein breiter Flur lag vor uns.

Es roch muffig kalt, und es strömte uns wie aus einem unheimlichen Schlund entgegen.

Die Dunkelheit verschwand, als Suko das Licht eingeschaltet hatte. Ein düsteres Licht, vielleicht auch deshalb so düster, weil die grauen Tapeten nichts reflektierten und Teile von ihm einfach aufzusaugen schienen. Etwas fiel auf. Die Tür an der linken Seite war sehr breit, und sie bestand aus zwei Hälften.

Suko drückte beide Klinken nach unten, und öffnete die Türen.

Vom Flur her fiel nicht genügend Licht in den großen Raum, der die gesamte Breite des Hauses einnahm und eingerichtet war als Arbeitszimmer und Bibliothek.

Mindestens sechs Regalreihen mit Büchern bedeckten die Wände. Sie waren wirklich vollgestopft.

Das dunkle Holz paßte zu dem Schreibtisch an der Stirnseite des großen Raumes, und es war auch genügend Platz vorhanden, um die genau zehn Sessel zu verteilen, die auf dem teppichlosen Holzboden standen.

»Hier haben sie sich versammelt, John. Hierher sind die Mitglieder des Höllenclubs gekommen. Davon bin ich fest überzeugt.«

»Ja, ich auch. Und ich denke, daß wir hier, wenn überhaupt, etwas über den Club in Erfahrung bringen können.«

Mein Freund stand bereits am Schreibtisch. Er klopfte mit der flachen Hand auf den Rand. »Dann würde ich vorschlagen, daß wir hier anfangen - oder?«

»Sicher.« Ich ging ebenfalls hin und nahm mir die rechte Seite vor, während sich Suko für die linke entschlossen hatte. Wir zogen einige Schubladen auf, wühlten darin herum, fanden einige Papiere, aber es waren nur Geschäftsunterlagen, die sich mit dem Kauf des Fitneßcenters beschäftigten.

Rechnungen, Kostenvoranschläge, Pläne, eben alles normale Dinge.

»Was ist bei dir, Suko?«

Er saß in der Hocke und hob die Schultern. »Eigentlich nichts. Einige Briefe.«

»Oh…«

»Geschäftsbriefe. Vergiß es.«

»Das ist schlecht.« Ich zog die Schubladen ganz heraus und stellte sie auf den Boden. Oft ist es so, daß alte Schreibtische dieser Art, die noch aus der Jugendstilzeit stammten, auch mit Geheimfächern ausgerüstet waren. In diesem Fall hatten wir Pech. Das Möbel hatte eine stabile Rückwand, und irgendwelche geheimen Fächer entdeckten wir auch nicht in dem Schreibtisch, obwohl ich schon darunterkroch und mir das Holz von unten her ansah.

»Pech gehabt!« Ich kroch wieder hervor.

Suko stand bereits und hatte das Gesicht verzogen. »Sieht nicht gut aus«, kommentierte er.

Ich runzelte die Stirn und gab ihm im Prinzip recht. »Es sieht danach aus, als hätte dieser Don Farell ein Doppelleben geführt. Ganz bestimmt sogar. Hier hat er gewohnt, und im Keller seines Studios hat er dann seine Beweise verborgen.«

»Theorie.«

»Ja.«

»Außerdem sind wir hier noch nicht fertig. Wir schauen uns mal die Bücher an, und ich würde vorschlagen, daß wir die meisten von ihnen aus den Regalen räumen.«

»Klar, wir haben ja Zeit.«

Suko fing bereits an. Ich trat noch an eines der drei Fenster und schaute in den Vorgarten hinein.

Der Schnee fiel spärlicher, die Sicht besserte sich. Ich konnte sogar den BMW sehen, der vor dem Grundstück stand.

Eine Bewegung vor dem Haus entdeckte ich nicht. Nur ein Auto kroch förmlich über die Straße und bewegte sich wie ein rollender Schatten durch den dünnen Schnee.

Ich drehte mich wieder um und wollte Suko ansprechen, aber das Wort blieb mir in der Kehle klemmen. Sukos Haltung gefiel mir überhaupt nicht. Steif stand er vor der Bücherwand, einige Werke lagen bereits auf dem Boden, und ein Buch hielt er in der Hand. Er hatte den rechten Arm halb in die Höhe gestreckt, sein Kopf war nach hinten gedrückt, er schaute in die Höhe und wirkte wie eingefroren.

In meinem Hirn klingelten die Alarmglocken. Behutsam sprach ich meinen Freund an. »Suko…«

Er reagierte nicht.

»He, was ist mit dir?« Ich wollte auf ihn zugehen, nahm davon Abstand, weil sich Suko bewegte und langsam umdrehte. Ich schaute in sein Gesicht.

Es war verändert.
Von einer Fratze konnte man nicht sprechen, mich erinnerte es mehr an eine Maske, in der sich nichts regte. Er sah aus, als stünde er unter Spannung. Das Buch rutschte ihm aus der rechten Hand und landete am Boden.
War es das Gesuchte?
»Was ist mit dir?«
Er atmete heftig und stoßweise. »John, wir, wir sind nicht mehr allein.« Träge drehte er den Kopf nach rechts, um dort hinzuschauen, wo der breite Schreibtisch stand.
Auch ich blickte zu diesem Ziel hinüber.
Und ich sah die Gestalt.
Aber ich sah noch mehr.
Sie hatte keinen Mund mehr. Wo er einmal gesessen hatte, klaffte eine Wunde…

***

Dieser Anblick hatte auch mir einen Schock versetzt. Ich stand ebenso starr wie mein Freund und wußte zunächst nicht, was ich mit dieser Erscheinung anfangen sollte.
Sie war in der Tat eine Erscheinung, kein normaler Körper, sondern ein bleiches, geisterhaftes Gespenst, das ich noch nie zuvor zu Gesicht bekommen hatte.
»Wer ist das?« murmelte ich. Die Worte hatten einfach ausgesprochen werden müssen, und ich hatte auch nicht mit einer Antwort gerechnet, die aber bekam ich seltsamerweise von Suko.
»Den, den kenne ich«, hauchte er. »Verdammt, den habe ich schon mal gesehen!«
»Wo?«
»Im Keller des Studios, bevor du kamst. Als ich mit der Peitsche gegen den stinkenden Körper schlug, hat er sich gelöst. Das ist der Geist, John, das ist das Bewußtsein. Verdammt, es hat sogar Gestalt angenommen, aber nicht wirklich, nur feinstofflich.« Suko war ziemlich durcheinander, und auch ich mußte zugeben, daß ich mit dieser Erscheinung nicht zurechtkam, obwohl mir zahlreiche Vermutungen durch den Kopf schossen und eine davon sicherlich stimmte.
»Wer kann es sein?«
»Es ist aus dem Körper gekrochen, John, und ich denke auch, daß ich jetzt Bescheid weiß.«
Ich ließ Suko nicht weitersprechen, sondern sagte: »Durand, das muß Dorian Durand sein.«
»Genau, und so hat er ausgesehen, als er den Höllenclub gründete - als er noch jung war. Sein Geist hat das Aussehen des jungen Körpers

angenommen oder es nie abgegeben. Das ist unwahrscheinlich…«

Dorian Durand bewegte sich nicht. Seine Gestalt war zu sehen, aber sie zerfloß und wurde durchscheinend, ohne jedoch völlig zu verschwinden. Es fiel mir nicht leicht, sie zu beschreiben. Seltsamerweise kam es mir vor, als hätte das Licht einiges von seiner Helligkeit verloren. Es war düsterer und schwammiger geworden, sogar ein wenig unheimlich, und diese Gestalt paßte dazu. Sie war voll und ganz in diese Düsternis integriert.

Dunkles, sorgfältig gekämmtes Haar. Darunter ein blasses Gesicht mit Zügen, die weder männlich noch weiblich waren. Man hätte ihn als einen schönen, jungen Mann ansehen können, als einen Beau. Möglicherweise war er das zu seiner Zeit auch. Durch sein Aussehen lagen ihm die Frauen sicherlich zu Füßen, und er hatte es auch geschafft, die Männer für sein teuflisches Spiel zu begeistern. Er war der Gründer des Höllenclubs, und sein Bewußtsein hatte tatsächlich überlebt und es sogar geschafft, wieder den Körper darzustellen, der er einmal bei der Clubgründung gewesen war.

Sein Erscheinen bewies mir auch, daß wir genau an der richtigen Stelle den Hebel angesetzt hatten.

Wir würden hier etwas über den Höllenclub finden, es stand für mich zumindest fest.

Der Mund in diesem Gesicht war verschwunden. Er mußte irgendwo im Unsichtbaren schweben, und plötzlich bemerkten wir die Bewegung im Gesicht der Gestalt.

Einen Moment später war der Mund wieder vorhanden, als hätten ihn Hände hineingesetzt.

Meine Güte…

»John, es ist der richtige Zeitpunkt. Denk an dein Kreuz. Versuche auch, den Geist zu vernichten…«

Das hatte ich vor, aber es war zu spät.

Wir hörten nichts, wir schauten zu, wie sich dieses feinstoffliche Wesen zurückzog, sich einfach auflöste und nicht mehr vorhanden war. Die Stelle am Schreibtisch war leer, auf die ich zueilte.

Soeben bekam ich noch mit, daß auch eine Restmagie verschwand, denn über mein Kreuz hinweg huschte ein warmer Strom.

Ich wollte Suko ansprechen, der aber kam mir zuvor. Er preßte die Hände gegen seinen Kopf und wiederholte das, was nur er zu hören bekam. »Wir kommen hier nicht mehr raus, John. Er hat es mir gerade gesagt. Das ist eine Falle!«

»Okay, und was will er unternehmen?«

»Das weiß ich nicht.«

Wir schwiegen, und zumindest ich hatte den Eindruck, als wäre es zwischen den mit Bücherregalen gefüllten Wänden wieder kälter geworden. Keine Schneekälte, sondern mehr eine böse, unheimliche,

die aus irgendwelchen Welten oder aus dem Jenseits kam.
Ich wußte es nicht.
»Was tun wir?« fragte Suko. »Wir können hier warten. Oder sollen wir ihn locken?«
»Wie?«
Er lächelte mich an. »Bei allem, was recht ist, aber eines hast du vergessen, John, du hast dein Kreuz nicht aktiviert. Wenn du das tust, könntest du diesen Raum hier in eine weißmagische Zentrale verwandeln. Oder nicht?«
»Vielleicht.«
»Was hindert dich daran, es zu tun?«
»Durand selbst. Kannst du mir garantieren, daß er sich noch in unserer Nähe aufhält?«
»Probiere es.«
Das wollte ich später. Noch war Zeit, etwas zu unternehmen, und ich sprach Suko auf das Buch an, das ihm aus der Hand gerutscht war und jetzt auf dem Boden lag.
»Meinst du das mit dem dunkelroten Einband?«
»Klar.«
»Ich habe noch nicht hineingeschaut. Es ist auch kein richtiges Buch, sondern ein dünner, relativ weicher Gegenstand.«
»Ich werde es nehmen«, sagte ich, als ich sah, daß Suko sich bücken wollte. Mein Gefühl sagte mir, daß wir dabei auf etwas Wichtiges gestoßen waren.
»Ja, tu es.«
Mich überkam schon ein Kribbeln, als ich das Buch schließlich in der Hand hielt. Sein Einband fühlte sich weich an. Ich strich darüber hinweg, nachdem ich in einem der Ledersessel meinen Platz gefunden hatte und das Buch durchknetete.
»Warum tust du das, John?«
Ich hob die Schultern. »Das weiß ich selbst nicht. Das Leder fühlt sich beinahe an wie Haut.«
»Kann sein. Dann können wir nur hoffen, daß es Tierhaut ist und nicht die eines Menschen.«
Ich lächelte kantig und schlug das Buch auf. Meine Finger zitterten ein wenig, als ich die erste Seite betrachtete, die nicht beschrieben, aber mit einem Symbol bedeckt war.
In einem zittrigen Kreis malte sich die Fratze eines Dämons ab, der dem Betrachter die Zunge herausstreckte. Ein Symbol, ein Zeichen, das auf den Höllenclub hinwies.
Ich riß meinen Blick von diesem Symbol und blätterte das Buch schnell durch. Ich wollte nur erkennen, ob die Seiten auch beschrieben waren, und das war der Fall.
Namen?

Ich schlug es in der Mitte auf.

Ja, dort stand ein Name. Ein Lebenslauf darunter. Ich las auch den Namen einer Stadt und entdeckte ein Geburtsdatum aus dem letzten Jahrhundert. Es war wohl ein Mitglied des Clubs, und ich spürte, daß die Hoffnung in mir hochschoß wie eine Flamme.

Ich stand auf. Noch in der Bewegung sprach ich Suko an. »Verflixt, das ist die Spur. Du hast das Buch gefunden, wir haben etwas in der Hand, wir…« Das weitere Wort endete in einem Schrei.

Urplötzlich war das Buch heiß geworden. Ich sah mich gezwungen, es so rasch wie möglich fallen zu lassen. Es landete auf dem Boden und hatte ihn kaum berührt, als eine Feuersäule aus dem Umschlag hervorschoß, mir entgegen, so daß ich zurückweichen mußte und nichts dagegen tun konnte, als unser Fund plötzlich in Flammen stand. Ich sprang zur Seite, denn es blieb nicht bei dieser Feuersäule. Sie breitete sich aus, sie war zu einer Tulpe geworden, die mit ihren Rändern nach mir greifen wollte.

Und aus dem brennenden Buch heraus hörten wir beide das schauerliche Lachen. Es klang wie das Knarren einer uralten Tür, es war schlimm, gänsehauterzeugend, während das Feuer nach allen Seiten um sich griff.

Suko stand bereits an der Tür. Ich eilte auf ihn zu. Es war besser, wenn der Fluchtweg in der Nähe war.

Suko betrat rückwärts den Gang, drehte sich um, und ich hörte seinen Fluch.

»Was ist?«

Eine Antwort brauchte er mir nicht zu geben, denn der Flur war uns als Fluchtweg versperrt.

Plötzlich bewegten sich die Wände. Wir hörten das Lachen, ein Stöhnen und Kichern, und wir dachten wohl beide daran, daß dieses Bewußtsein andere Gestalten annehmen konnte. Materie eben. Die Wände waren Materie, wie auch der Boden und die Treppe.

Beides bewegte sich.

Das Licht flackerte. Es ging aus, dann wieder an, und wir konnten erkennen, daß der Untergrund plötzlich Wellen warf, auf denen wir standen, aber nicht mehr normal und gerade, sondern mal nach vorn gedrückt, dann wieder nach hinten, so daß wir Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht hatten.

Um uns herum schmolzen die Wände. Sie brannten nicht, doch sie wurden weich wie Teig, und auch die Deck über unseren Köpfen löste sich allmählich auf.

Aus ihr entstand ebenfalls eine weiche Masse. Die dort hängenden Lampen zitterten und schaukelten hin und her, so daß nicht nur Licht über den welligen Boden huschte, sondern auch Schatten, die ein zuckendes Muster bildeten.

Es war grauenhaft. Die Hölle hatte ein Tor geöffnet, und sie wollte uns verschlingen.

Ich warf einen Blick in das Zimmer.

Dort wütete das Feuer. Die Flammen waren grausame Räuber. Sie waren wie lange Schlangen, aber ich konnte sie einfach nicht als normal ansehen, denn bei einem normalen Feuer hätte es eine dichte, atemraubende und stinkende Rauchentwicklung gegeben, die aber fehlte hier, obwohl das Feuer den Schreibtisch, die Sessel und auch die Regale bereits umhüllte und sich an den Buchrücken entlangfraß.

Löschen konnten wir nicht. Wir mußten weg, so rasch wie möglich das Haus verlassen, was Suko sicherlich ebensowenig paßte wie mir, denn vor einem Dämon zu fliehen, war nicht gerade nach unserem Geschmack.

Suko war bereits auf die Treppe zubalanciert. Tatsächlich sahen seine Bewegungen so aus, denn der Boden wellte sich entgegen seiner Laufrichtung.

Es wollte nicht aus meinem Kopf. Das Bewußtsein konnte die Materie übernehmen. Suko hatte es gehört, und wir hatten nun den endgültigen Beweis erhalten.

Die Treppe war wichtig. Durch sie kamen wir nach unten. Ich warf noch einen Blick zurück.

Flammen schossen zischend aus der Türöffnung in den Gang hinein. Sie tauchten dem Boden entgegen, der sich in die Höhe drückte und einen Buckel bildete.

Dann riß er auf.

Schlamm fegte hoch. Woher er kam, wußte ich nicht. Die Deckenlampen fielen nach unten. Ich mußte zur Seite springen, um nicht getroffen zu werden.

Mein Freund hatte bereits die Treppe erreicht. »John, es ist die letzte Chance, wenn überhaupt…«

»Geh schon!«

Verdammt noch mal, ich war sauer. Ich wollte einfach nicht wahrhaben, daß wir vor dieser Gefahr wegliefen. Die Machtdemonstration unseres Gegners widerte mich einfach an, doch Suko hatte recht. Es gab im Moment keine andere Möglichkeit, als erst mal aus dem Haus zu entwischen.

Und das sogenannte Bewußtsein umtoste uns. Es war alles. Es waren die Flammen, die Treppe, die Decke, die Wände, und Suko eilte bereits über die Treppe nach unten, wobei er aussah, als würde er den Niedergang eines schwankenden Schiffes hinabgehen, um irgendwo das rettende Ufer zu erreichen.

Ich stand noch vor der Treppe, als ich hinter mir ein Krachen hörte, das mich an einen Schrei erinnerte. Etwas war zusammengebrochen, und ich warf einen Blick zurück.

Es gab die Wände nicht mehr. Sie hatten sich verändert. Sie waren zu einer dicken, gummiartigen Masse zusammengeschmolzen, die sich auf den Weg machten und aufeinander zudrängten. Sie würden bald zusammentreffen und alles versperren.

Mit einem Sprung ließ Suko die Treppe hinter sich, während ich sie noch überwinden mußte.

Ich ließ mir noch eine Sekunde Zeit und schaute nach vorn.

Die Stufen waren da, aber sie hatten sich verändert. Sie bewegten sich, sie schwankten, sie drückten sich mal in die Höhe, dann drängten sie wieder in die normale Form.

Das Geländer hatte seine ursprüngliche Form verändert. Es war zu einem gummiartigen Gebilde geworden, das zwar noch mit den Rändern verbunden war, sich aber von der Treppe entfernte und wieder vordrängte, so daß der Platz auf den Stufen ständig wechselte.

Ich lief los.

Kaum Widerstand setzten mir die Stufen entgegen. Ich schaute nach unten, zwar berührte ich sie, aber ich hatte das Gefühl, ins Leere zu treten. Plötzlich sah ich irgendwelche schattenhaften Gesichter erscheinen, Fratzen, zwar menschlich, aber mit der Glut der Hölle in den Augen. Waren sie es?

Waren es die Mitglieder des Höllenclubs, die sich auf diese Art und Weise zeigten?

Ich hatte keine Ahnung. Zudem verschwanden die Fratzen ebenso rasch, wie sie erschienen waren.

Aber die Treppe brach nicht zusammen. Das Glück stand auf meiner Seite. Ebenso wie Suko gelang es mir, die letzten Stufen zu überspringen.

Ich landete in der Halle.

Hier war der Boden noch hart. Während ich mich aufrichtete, schaute ich nach vorn, wo Suko die Tür bereits aufgerissen hatte, aber nicht hineinlief.

»Was ist?« schrie ich ihm zu. »Geh!«

Er schüttelte den Kopf. Hinter ihm breitete sich der schneebedeckte Vorgarten aus, der allerdings ein Muster bekommen hatte, denn der aus den mittlerweile zerstörten Fenstern dringende Widerschein des Feuers hinter ließ auf der weißen Fläche ein tanzendes Spiel aus rötlichem Licht und dunklen Schatten.

Ich wollte das Haus verlassen, stoppte aber damit, denn Suko hatte sich gedreht.

Er kam auf mich zu.

Nein, das war kein Gehen mehr. Das war schon ein Taumeln, denn er bewegte seine Beine unter unsäglichen Mühen, als wäre eine mächtige Kraft dabei, auf seinen Kopf und zugleich gegen seinen Rücken zu dringen. Das war nicht mehr unser Suko, das Bewußtsein Dorian

Durands hielt ihn fest und hatte ihn zu einem willenlosen Menschen gemacht. Obwohl es nur sehr kurz war, erlebte ich die gesamte Handlung wie in Zeitlupe. Es kam mir so vor, als wäre es Suko nicht mehr möglich, seine Bewegungen richtig zu steuern. Er bewegte seine Arme anders als die Beine, da stimmte der Rhythmus nicht mehr, da waren die Glieder einfach zu Fremdkörpern geworden, und ich merkte, wie es heiß und kalt in mir hochschoß.

Er blieb stehen.

Den Kopf riß er so heftig hoch, als sollte er ihm vom Hals gerissen werden.

Bevor er gegen die Decke schaute, sah ich noch sein Gesicht. Es war nur mehr zu einer Fratze geworden. Ich sah auch das Blut, das aus seinen Mundwinkeln sickerte, und ich befürchtete, daß etwas mit seiner Lunge geschehen war.

Um uns herum tobte das Chaos. Da bewegten sich die Wände, da zitterte der Boden, und hinter mir stürmten die Flammen über die veränderte Treppe hinweg nach unten.

Was tun?

Es kam in diesem Fall alles auf mich an, denn Suko würde sich aus eigener Kraft nicht lösen können. Dazu steckte das Fremde einfach zu tief in ihm.

Hatte er mich nicht an mein Kreuz und an dessen Aktivierung erinnert? Es war die letzte Chance.

Ich mußte alles herausholen und mich gegen seine Kraft stellen, die hoffentlich von der meines Kreuzes besiegt werden konnte.

Ich zog es aus der Tasche. Dann lief ich mit dem Kreuz in der Hand auf Suko zu und umarmte ihn, genau in dem Moment, als er dicht vor dem Zusammenbruch stand.

Ich hielt ihn fest und wußte nicht mal, ob sein Herz noch schlug.

In das höllische Chaos um uns herum schrie ich die Worte der alten Formel.

»Terra pestum teneto - salus hic maneto!«

Jetzt oder nie!

***

Und das Kreuz war wunderbar. Es ließ mich nicht im Stich. Seine Kräfte bildeten eben das glatte Gegenteil zu den Stärken der Hölle, was auch schon der Prophet Hesekiel erkannt hatte, denn er hatte das Kreuz in der babylonischen Gefangenschaft seines Volkes Israels geschaffen und sehr weit nach vorn geblickt!

Flammen und Licht!

Aber kein normales Feuer, auch kein normales Licht, und wir standen in deren Zentrum.

Umtost vom plötzlichen Feuer, geschützt durch die gleißende und

strahlende Aura des Lichts, aber auch umgeben von gellenden Schreien, die unsere Ohren aus dem Nichts erreichten, denn wir sahen keine Person, die diese Schreie ausgestoßen hätte. Sie waren auch dermaßen schlimm, haßerfüllt und wütend, daß sie sicherlich nicht von irgendwelchen Menschen stammten. Da wurden Kreaturen oder alte Gesetze im gleißenden Licht regelrecht zerstört.

Suko zuckte unter meinem Griff. Ich konzentrierte mich nicht auf die Umgebung, sondern einzig und allein auf ihn, denn ihn wollte ich retten. Ich merkte, wie er sich wieder von allein bewegen konnte, deshalb ließ ich ihn los. Er taumelte noch, blieb aber auf den Füßen und glich seine Pendelbewegungen stets aus, aber vor ihm oder neben oder zwischen ihm sah ich noch etwas.

Dieses Etwas hatte weder etwas mit dem Glanz des Kreuzes zu tun, noch mit den Flammen. Es war einfach da, und es war so etwas wie ein Geist, ein Gespenst, feinstofflich, wie mit dünnen Pinselstrichen gezeichnet, sich dennoch bewegend und nun wieder mit einem Mund versehen. Es hatte sich in Sukos Körper befunden, aber die Kraft des Kreuzes hatte ihn herausgerissen.

Ich schaute gegen das, was einmal das Bewußtsein gewesen war und nun die geisterhafte Gestalt Dorian Durands angenommen hatte. Und ich glaubte nicht, daß es diesem Wesen gelang, zu überleben. Es stand zu sehr im Licht, und dieses Licht drang in das Gespenst hinein. Endlich war es mir gelungen, das Bewußtsein zu fangen. Es befand sich auch nicht mehr in einem anderen Körper, die andere Macht hatte es hervorgerissen und würde dafür sorgen, daß es nicht mehr überlebte.

Der Körper tanzte hin und her. Und das Licht blieb nicht nur außen, es drang hinein, es breitete sich aus, so daß Blitze entstanden, die dieses Wesen vernichteten.

Plötzlich war es nicht mehr da.

Lautlos explodierte der Kopf. Etwas strich heiß und kalt zugleich über mein Gesicht. Der Körper löste sich ebenfalls auf, und somit war für mich die Vergangenheit endgültig besiegt.

Ich warf einen Blick auf mein Kreuz.

Es lag in meiner Hand, aber es verströmte keinen Glanz mehr. Die Sache war vorbei, und sogar das Feuer war in sich zusammengesackt. Kein Rauch, kein Qualm, keine Flammen zogen durch das Haus, dafür nahmen wir einen widerlichen Gestank wahr, der kaum einzuordnen war.

Roch es nach einem verbrannten Körper, nach Gummi, nach alten Leichen, oder…?

Ich wollte es nicht wissen. Ich sah nur, daß die Treppe wie verkohlt wirkte und sicherlich einsturzgefährdet war. Doch über sie brauchten wir nicht zu gehen. Sicherlich waren auch die Beweise im

Arbeitszimmer Don Farells vernichtet worden, falls es, abgesehen von dem Buch, noch einige gegeben hatte.

Ich legte Suko die Hand auf die Schulter und sah, daß er mich von der Seite her angrinste.

»Soll ich dir was sagen, John?«

»Ja.«

»Ich will hier raus.«

»Ich auch.«

Wir gingen durch die offene Tür hinaus in die klare, herrliche Winternacht. Die Wolken hatten den Himmel verlassen. Er lag über uns wie ein gewaltiger See, dessen Oberfläche von keiner Welle gekräuselt wurde. Wir schritten durch den tiefen Schnee, und Suko schloß die Tür des BMW auf. Er setzte sich in den Wagen, nahm das Telefon und wählte meine Nummer. Ich stand derweil neben dem Fahrzeug und schaute auf die Fassade des Hauses, in dem ein magischer Brand getobt hatte, was dem Bau selbst kaum anzusehen war.

»Willst du auch mit Jane sprechen?« fragte Suko.

»Später.«

»Gut.«

Ich brauchte etwas Ruhe und wollte nachdenken. Eine Frage beschäftigte mich. Hatten wir einen Fall gewonnen, oder wären wir nur zweiter Sieger geblieben?

Die Lösung lag irgendwo dazwischen, denn mich fuchste noch immer, daß wir kein weiteres Mitglied des Höllenclubs kannten, abgesehen von Don Farell, aber der war tot.

Was würden die anderen, uns unbekannten Mitglieder unternehmen? Würden sie versuchen, sich an uns zu rächen? Wenn ja, mußten sie sich aus ihren Höhlen hervorwagen.

Ich dachte an das Buch, das ich zwischen meinen Händen gehalten hatte. Damit war mir ein Beweismittel genommen worden. Es war sicherlich prall mit Namen gefüllt gewesen, mit lebenden oder längst verstorbenen Mitgliedern.

Wie es weiterging und ob es überhaupt noch weiterging, konnte keiner von uns sagen.

»John.«

Ich drehte mich um, weil Suko gerufen hatte. Er stand am Wagen und winkte. »Sir James.«

»Okay, ich komme.« Ich mußte ihm Bericht erstatten, falls Suko es nicht schon getan hatte.

Er hatte es, denn unser Chef wollte uns einfach nur gratulieren, daß wir es geschafft hatten.

»Danke, Sir.«

Mit dem Klang meiner Stimme war er nicht einverstanden. »Es hört

sich nicht eben siegessicher an.«

»Ich bin auch skeptisch, was einen Sieg angeht.«

»So? Warum?«

Ich erklärte es ihm.

Der Superintendent wiegelte ab. »Machen Sie sich deswegen keine Sorgen, John. Darüber reden wir morgen, okay?«

»Ja, Sir, okay, morgen.« Ich legte auf und spürte plötzlich, wie müde ich war. Man ist eben kein Supermann, und Schlaf braucht nun mal jeder normale Mensch…

ENDE des Dreiteilers